2,00 DM / Band 721
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 175



Stärker als der Teufel?

John Sinclair Nr. 721

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 28.04.1992

Titelbild von David Mattingly

Sinclair Crew

Stärker als der Teufel?

Stärker als der Teufel?

1. Teil

Die Dunkelheit hüllte das Zimmer ein wie rabenschwarze Tinte. Kein Laut war zu hören, das gesamte Rechteck schien in einem Vakuum zu schweben.

Es war ein Teil der völlig normalen Welt und gehörte trotzdem zu einem anderen Reich.

In der tintigen Finsternis lauerte etwas. Es war nicht zu fassen, nicht zu erklären, noch weniger zu greifen, denn es war einfach da.

Etwas Gefährliches, Böses. Etwas, das den Tod bringen konnte und den Raum für Menschen lebensbedrohend machte. Es war ein Zimmer, das *ihm* gehörte. Einem Wesen, das viele Menschen vor Furcht erstarren ließ und nur wenige liebten. Es hatte zahlreiche Namen. Auch wenn diese sich verschieden anhörten und unterschiedlich klangen, die Bedeutung aber blieb gleich.

Es war der Teufel!

Er oder sein Geist beherrschten diesen Raum. Sie hatten hier ein Refugium geschaffen, über das er sich freute, eine kleine Insel in der Welt der Menschen.

Hier konnte er mit ihnen spielen, hier gelang es ihm, sie zu manipulieren, nach seinen Wünschen zu formen und sie für seine Zwecke abzurichten.

Zwischen diesen Wänden aber bestrafte er auch. Wer ihm nicht mehr paßte oder versagt hatte, bekam die gesamte Wucht der Hölle zu spüren und wurde zerschmettert.

Ein Ort der Finsternis, des Schreckens, in dem arme Seelen wie Stroh im Feuer verbrannten.

Traute sich jemand freiwillig dort hinein?

Normalerweise nicht. Es sei denn, er gehörte selbst zu den großen Dienern des Teufels.

Und doch kam jemand.

Der Raum, der in einer dichten Stille lag, schien plötzlich einen tiefen Atemzug auszustoßen. Die Finsternis bewegte sich, so konnte man meinen, doch es war nur die Tür, die von außen her aufgezogen wurde und ein leises Knarren hinterließ.

Ein häßlich klingendes Geräusch, als wäre jemand getreten worden. Eine Kreatur, die noch nicht schlief und sich in den letzten Zuckungen auf dem Boden bewegte.

Die absolute Finsternis des Raumes zeigte dort, wo sich die Tür öffnete, einen grauen Streifen, gerade so breit, daß sich ein Mensch durch die Lücke schieben konnte.

Jemand kam.

Die Gestalt blieb für einen nachdenklichen Moment auf der Schwelle stehen, und es war nicht zu erkennen, ob es sich dabei um einen Mann oder um eine Frau handelte.

Sekunden tropften dahin.

Der Ankömmling bewegte sich nicht. Er hatte sein Gesicht so gedreht, daß er in das Zimmer hineinschauen konnte. Er sah auch weiterhin nichts, starrte nur hinein, und dann durchfloß ein tiefer Atemzug die Finsternis. Es war mehr ein sattes Stöhnen, das sich letztendlich in einem harten Lachen auflöste.

Im Raum selbst war keine Reaktion zu spüren. Die Dunkelheit hielt sich zurück, sie lebte, das Böse war da, aber es gab sich nicht zu erkennen. Es wollte die andere Person locken.

Und die kam auch.

Sie ging einen Schritt vor, dann noch einen, so daß sich die Tür bewegen konnte.

Sie fiel zu.

Und die Gestalt stand in der Schwärze.

Gern und freiwillig hatte sie das Reich des Teufels betreten, ein Teil der Hölle, die allein für Asmodis und seine bestimmten Freunde reserviert worden war.

Die Gestalt ging noch weiter. Ihre Füße traten hart auf, damit das Geräusch auch gehört wurde.

Dann ließ sie die Sohlen über den Boden schleifen.

Sie ging, sie hörte nicht auf, und sie hätte eigentlich schon die andere Seite des Raumes erreichen müssen, aber die war nicht mehr, vorhanden. Wände hatten sich aufgelöst wie Nebel in der heißen Sonne. Sie waren zur Seite geglitten, sie »schwammen« im Unsichtbaren, sie waren geschluckt worden, denn in einer Welt, die der Teufel vorzog, war alles möglich. Da gab es eine Physik, die ihm gehorchte.

Die Gestalt blieb stehen. Noch ein letztes Schaben mit dem rechten Fuß, dann war es still.

Nichts geschah. Wenn Kräfte in der Dunkelheit lauerten, hielten sie sich bewußt zurück. Und das schien die Gestalt zu wissen, denn sie gab sich sehr sicher.

Ein Lachen erklang.

Es war ein besonderes Lachen. Ziemlich tief im Klang, es schien direkt aus dem Bauch zu kommen, es klang spontan und siegessicher zugleich, es bewegte sich die Tonleiter auf und ab, und es gehörte keinem Mann, sondern einer Frau.

Sie hatte diese Teufelswelt betreten!

Allmählich ebbte das Lachen ab. Dafür waren schwere Atemzüge zu hören, die zischend in die Stille hineindrangen.

Auch sie verstummten.

Lauern, abwarten…

Nichts geschah.

Zeit verging, aber in der tintigen Finsternis war davon nichts zu merken. Die Gestalt wurde von der Schwärze kurzerhand aufgesaugt,

so daß dieses Refugium als zeitlos angesehen werden konnte.

Dann erklang ein anderes Geräusch, das so gar nicht in die Finsternis hineinpaßte.

Es war ein leises, schon etwas singendes Klirren, als würde Metall auf Metall treffen, allerdings mit einem sehr verhalten wirkenden Schwung. Wie bei einem leisen Glockenspiel verklangen die Töne, als hätten sie sich mit der Finsternis vermischt.

Ein Ort der Angst für jeden Menschen. Die Dunkelheit konnte wahnsinnig machen. Sie war so schrecklich lichtlos, zu vergleichen mit der in den Tiefen des Alls.

Erst das Lachen, danach das leise Klingeln, dann die Stimme der Frau. »He, Asmodis, he, hörst du mich? Ich bin hier, ich bin in deine Welt gekommen. Das mußt du doch gemerkt haben. Und ich habe keine Angst vor dir, Satan…«

Die Frau ließ ihre Sätze ausklingen. Sie wartete jetzt auf die Reaktion des Teufels, aber der ließ sich Zeit.

Nichts rührte sich.

Das ärgerte die andere Person. »Hast du etwa Angst, Asmodis? Fürchtest du dich vor mir? Wenn ja, ich kann es sogar verstehen. Du bist nicht mehr der große Herrscher. Du weißt selbst, daß du Niederlagen erleiden kannst. Du bist…«

»Ich bin da!«

Es war die erste Antwort, die die Sprecherin erhielt. Sie verstummte sofort, weil sie sich auf den anderen Stimmenklang konzentrieren wollte. Er hatte sich angehört wie ein tiefes Röhren, das aus irgendeinem Schlund an die Oberfläche drang.

Böse und gemein. Alle Schrecken beinhaltend, zu der diese Person fähig war.

»Ich grüße dich, Asmodis!«

»Warum bist du hier?« fragte der Teufel mit grollender Stimme. Sie drang von überall her aus der Schwärze. Es war einfach nicht zu bestimmen, wo sich der Sprecher aufhielt. Möglicherweise war sie sogar ein Teil des Raumes, war Wand oder Decke.

»Das weißt du, Asmodis. Ich bin gekommen, um dir zu beweisen, daß ich stärker bin. Ich bin stärker als du. Ich werde es dir zeigen. Wer, außer mir, traut sich schon in die Höhle des Löwen hinein? Da gibt es nur wenige, wahrscheinlich sogar keinen. Müßte dich das nicht nachdenklich machen?«

»Nein.«

»Schade. Ich stelle die Frage anders. Sollte dich diese Tatsache nicht herausfordern?« Die Frau fragte mit spöttischer Stimme. Sie hatte vor, den Herrscher der Hölle lächerlich zu machen.

»Warum denn?«

»Weil es mir gelingt, dein Refugium zu entweihen. Ich habe meine

Pläne, und die lasse ich mir von dir nicht zerstören. Du kannst dagegenhalten, das hoffe ich sogar.« Die Worte zitterten, ein Beweis, wie sehr die Person unter Druck stand.

In der Tat spürte sie eine innere Erregung. So und nicht anders mußte sich auch ein Boxer vor dem alles entscheidenden Kampf vorkommen. Und sie provozierte ihn weiter. »Für so schwach und entscheidungsunfreudig hätte ich dich nie gehalten, Asmodis.« Die Frau bewegte sich unruhig auf der Stelle, vielleicht tänzelte sie nervös, und abermals ertönte das seltsame Klingeln.

Asmodis ließ sich nicht provozieren. Dieser schwarzmagische Machtfaktor blieb gelassen. Und ebenso gelassen stellte er auch eine bestimmte Frage. »Was willst du eigentlich?«

»Dich in deine Schranken weisen. Dir beweisen, daß du hier nichts zu suchen hast.«

»Das traust du dir zu?«

»Jaaa…« Sie sprach das Wort langgezogen aus. Und wie sie das tat, klang es irgendwie satt und sicher. Als wäre die Person davon überzeugt, stärker als der Teufel zu sein.

Ein leises Zischen erklang. Weder von der Frau, noch vom Teufel ausgestoßen. Aber es war da und die erste Antwort des Höllenherrschers auf die Provokation.

Die aber lachte. »Rührst du dich jetzt?«

»Ich gebe dir eine Chance!« Er hatte in das Lachen hinein geantwortet. Seine Stimme war dieselbe geblieben. Er ließ sich nicht provozieren. Er sprach normal, modulationslos, auch irgendwo blechern, was bei der Person zu einem Lachen führte.

»Die brauche ich nicht!«

»Dein Pech, Yannah!«

»Schön!« rief sie laut, »wie schön, daß du dich an meinen Namen erinnerst. Es wäre auch schlecht gewesen für mich. Ich hätte mich fast beleidigt gefühlt. Ja, ich wäre sogar sauer darüber gewesen, daß sich Asmodis nicht mehr an die Person erinnert, die versprochen hat, ihn in seine Grenzen zu weisen.«

»Das hat noch niemand geschafft.«

»Aber ich werde es. Auch wenn du Helfer hast, die nicht zu zählen sind. Auch wenn du dir ein Magie-Geschöpf namens Cigam gebastelt hast, ich nehme den Kampf an und auf. Ich bin ein Mensch, kein Dämon! Darüber solltest du nachdenken. Und wenn ich dir gegenüberstehe, werde ich dich zerstören. Es sei denn, du ziehst dich dorthin zurück, wo es auch für dich so leicht keine Wiederkehr gibt.«

Asmodis blieb noch immer unsichtbar und auch sehr gelassen. »Du willst es also wirklich darauf ankommen lassen?«

»Deshalb bin ich hier.«

»Gut. Ich hätte dir sonst noch die Chance gegeben, dich an meine

Seite zu stellen.«

»Ach!« rief sie laut und überdeutlich. »Vergiß es doch. Vergiß deine Annäherungsversuche. Wir werden niemals zusammenkommen, hast du gehört? Niemals…«

»Ja, das denke ich auch.«

»Deshalb will ich es jetzt und hier austragen, Asmodis. Laß uns nicht mehr warten, wir beide wissen Bescheid. Einer von uns ist zuviel auf der Welt.«

Asmodis gab keine Antwort. Die Frau wußte auch nicht, ob er sich zurückgezogen hatte, eines jedenfalls war geblieben.

Das leise Zischen!

Und es verstärkte sich, je mehr Sekunden vergingen. Es hörte sich an, als würde es durch mehrere Öffnungen in diesen unheimlichen Raum strömen, wobei Yannah sehr gelassen blieb, sich aber in der Dunkelheit bewegte, da sie sich kampfbereit machen wollte.

Sie kannte Asmodis, sie hatte selbst Kontakt mit ihm aufgenommen, aber nur, um ihn hereinzulegen. Bisher hatte der Teufel die Menschen hereingelegt. Jetzt war es umgekehrt. Nun war der Mensch soweit, daß er den Satan hereinlegen konnte.

Und das freute sie.

Bisher war das Zischen nur hörbar gewesen, das blieb auch dabei, aber es änderte sich trotzdem etwas.

Die Dunkelheit wich an bestimmten Stellen zurück. Es waren vier Orte, wo sie sich zurückzog, so daß einiges diesem Refugium sichtbar wurde.

So auch der neblige Qualm, der Yannah aus vier verschiedenen Richtungen entgegenströmte.

Er wölkte über den Boden, war dicht und ätzend. Er schimmerte in einem Grüngelb, und er schien aus zahlreichen Teilen zusammengesetzt zu sein. In der Tat bewegten sich innerhalb der Wolken zahlreiche Gesichter und Fratzen. Dämonenhafte Zerrbilder mit gewaltigen Augen, riesigen Rachen und mächtigen Zähnen.

Yannah kannte die Tricks der Hölle. Sie wußte, daß es der Anfang war, daß diese Fratzen noch harmlos waren, solange sie sie nicht erreicht hatten.

Dann materialisierten sie, verwandelten sich in feste Monstren, die einen Menschen zerreißen konnten.

Yannah hielt dagegen. Sie freute sich darauf. Sie lachte und sagte: »Bon, Asmodis, der Kampf beginnt…«

***

Mit einem langen Schritt war sie zur Seite getreten, drehte sich dann geschmeidig wie eine Tänzerin. Wieder erklang das Klirren, dann schleuderte sie etwas Rundes, Goldenes durch die Luft, das sie sehr

raffiniert angeschnitten hatte, um eine bestimmte Flugrichtung zu erreichen. Es war ein goldener Ring, der in den fauchenden Nebel hineinfuhr und die Gesichter zerriß, als wären sie von mehreren Messern zugleich zerschnitten worden.

Der Ring war schnell. Er bewegte sich in einem großen Kreis. Wie ein Bumerang jagte er wieder zurück in die auffangbereite Hand der kämpfenden Frau.

Nichts war mehr da.

Nur die Dunkelheit lastete über diesem Refugium des Satans. Kein Zischen, kein Qualm, kein Nebel oder Dampf.

Der Teufel hatte sich zurückgezogen, nachdem der erste Angriff abgeschmettert war.

Yannah schwenkte triumphierend ihren goldenen Ring. »Mehr hast du nicht zu bieten?« rief sie in das Dunkel hinein. »Du enttäuschst mich, Asmodis. Das waren Kindereien, ebenso leicht durchschau- wie zerstörbar. Nein, das kann nicht wahr sein, das glaube ich einfach nicht.« Ihre Stimme hatte sich bei den letzten Worten verändert. Sie war hallend geworden, als hätte sie in ein Mikrofon gesprochen, an das mehrere Lautsprecher angeschlossen worden waren.

Auch ein Trick des Teufels, denn er konnte sein Reich verändern, konnte es verkleinern, vergrößern, zusammenziehen, auseinanderzerren und zerstören.

»Was ist denn, Asmodis?«

Sie tanzte auf der Stelle, spielte mit den Ringen, die sie um ihre Hand- und Armgelenke kreisen ließ, wobei sie sich immer wieder berührten und eine klingende Melodie spielten.

Jemand schrie!

Yannah schrak zusammen.

Im ersten Augenblick war sie irritiert. Dann sah sie über sich einen gewaltigen Himmel, der dunkelrot glühte. An ihm zeichnete sich ein Gesicht ab, das dem ihren glich. Es war eine monströse Fratze, gebildet und erschaffen aus unzähligen hellen Punkten, die sich zu Linien und Kurven vereinigten und eben dieses Gebilde schufen.

Von verschiedenen Seiten her drangen Blitze auf die Frau ein, die jetzt in ihrem Element war.

Sie kämpfte.

Und sie kämpfte mit ihren Waffen, mit den Ringen, die sie perfekt beherrschte.

Sie ließ die goldenen Kreise von ihren Armen rutschen, fing sie für einen Moment ab und schleuderte sie dann fort.

Es war mehr als meisterhaft.

Die Ringe jagten in verschiedene Richtungen weg. Sie schossen auch in die Höhe, drehten sich in die Fratze hinein, zerrissen nicht nur sie, sondern auch den roten Untergrund, auf dem sich die Fratze

abzeichnete.
Feuerblitze jagten auf Yannah zu.
Für wenige Augenblicke erhellten sie die wie künstlich wirkende Gestalt mit den grellroten Haaren und der dazu im harten Kontrast stehenden pechschwarzen Kleidung.
Diese Person wirkte wie ein Monstrum. Sie war eine Mischung zwischen Teufelsengel und Punkerin. Auf ihren harten Gesichtszügen stand der Wille zum Sieg wie eingeschnitzt, und sie wirbelte weiter. Die goldenen Kreise schafften es, den Angriff aus dem Unsichtbaren zu stoppen.
Geduckt und lachend stand sie da. Sie fing die Ringe auf, sie schleuderte sie wieder vor, sie löschte damit das Höllenfeuer, noch bevor eine der Flammen an sie herankommen und sie verbrennen konnte.
Yannah war der Wirbelwind, der sich dem Satan entgegenstemmte und seine Attacke abschmetterte.
Noch einen Ring fing sie auf, indem sie ihm locker den rechten Arm entgegenstreckte und ihn bis zu ihrem Handgelenk rutschen ließ. Dann war es vorbei.
Die Frau mit der roten Flammenfrisur hockte noch immer. Ihr hartes Gesicht zeigte ein ebenso hartes Lächeln. In den Augen lag das Funkeln der Siegerin.
»Gewonnen, Satan!« schrie sie. »Dein Höllenfeuer schreckt mich nicht! Ich bin gespannt, was du dir als nächsten Scherz ausgedacht hast. Oder willst du aufgeben?«
Ihre Stimme versickerte.
»He, was ist? Warum antwortest du nicht?«
Asmodis hielt sich zurück. Er hatte eine Schlappe erlitten, das wußte Yannah. Aber er war nicht besiegt. Sein Haß war gewachsen, er würde noch wachsen.
»Wo bist du denn, Asmodis?«
»Über dir!«
Sie sprang zurück, ließ dabei sofort einen Ring von ihrem Arm gleiten und nahm ihn in die Hand.
Die Fratze malte sich über ihr ab.
Diesmal leuchtete der Himmel nicht rot, er war völlig dunkel geblieben, so daß sich das Zerrbild des Bösen sehr deutlich zeigte. Ein dreieckiges Gesicht, das zum Kinn hin spitz zulief. Ein breites Maul, eine knochige Nase, Zähne wie Stifte, eine ebenfalls breite Stirn, auf der dünnes Fell wuchs.
Darunter lagen die Augen, und sie sahen aus, als hätte jemand böse, gelbe Kugeln in die Höhlen hineingedrückt, in denen nicht ein einziger Funken Gefühl zu lesen war.
Yannah blieb gelassen. Sie winkte ihm sogar zu. »Willst du mich so

erschrecken, Asmodis?«
»Nein.«
»Das kannst du auch nicht. Das schaffst du bei kleinen Kindern und dämlichen Erwachsenen, nicht bei mir, nicht bei Yannah mit den Ringen. Ich biete dir Paroli. Gib zu, daß ich den Kampf zwischen uns beiden gewonnen habe. Daß ich mir jetzt holen kann, was ich will. Daß ich die Herrschaft über eine bestimmte Gruppe bekomme. Du brauchst nur ja zu sagen, und wir können friedlich nebeneinander leben.«
»Nein!«
»Was heißt das?«
»Ich werde es nicht zulassen, daß mir ein Mensch meine Diener wegnimmt. Es ist unmöglich…«
Yannah lachte ihm scharf und schrill entgegen. »Ein Mensch oder eine Frau? Spielst du den Macho? Das ist nicht mehr in. Wenigstens nicht bei mir.«
Der Mund der Fratze veränderte sich. Er wurde zu einem zuckenden Rechteck, dessen Ränder feucht glänzten, als wären sie mit Schleim beschmiert worden. »Du hast es versucht, Yannah, das erkenne ich an. Aber du hast nicht gewonnen, denn du sollst wissen, daß ein Mensch gegen mich nicht gewinnen kann.«
»Ich halte dagegen.«
»Das stelle ich dir frei. Ich will dir aber auch sagen, daß ich bisher nur mit dir gespielt habe. Ich kann dir nicht alle Methoden und Tricks aufzählen, die mir zur Verfügung stehen. Das hier war der Anfang. Wir werden weitermachen, Yannah.«
»Scheiße!« schrie sie, weil sie die überheblich klingenden Worte geärgert hatten. Dann wurde sie noch wütender und schleuderte einen ihrer Ringe gegen die Fratze, die allerdings schneller reagierte und innerhalb eines Sekundenbruchteils verschwand, noch bevor der gefährliche Ring in die unmittelbare Nähe geriet.
Zurück blieb Yannah.
Sie fing den Ring wieder auf und spürte, daß er heiß geworden war. Für einen Moment huschte ein sehr nachdenklicher Zug um ihren Mund. Es gefiel ihr nicht, daß sich der Ring erwärmt hatte. Wollte Asmodis damit andeuten, daß er sie und ihre Waffen möglicherweise doch beherrschte, wenn er wollte?
Sie schaute sich um.
Es war wieder finster und absolut lichtlos geworden. Wie vorher, als sie den Raum betreten hatte.
Den Weg zur Tür fand sie auch im Dunkeln. Sie schob sie nach außen und verließ die Finsternis.
Über der Stadt lag ein grauer Herbsthimmel. Und in diesem kleinen Hinterhof war es noch grauer geworden. Es hatte vor kurzem noch

geregnet. Die rückseitigen Fassaden der Häuser sahen aus, als wären sie mit nassen Tüchern bedeckt worden.

Wütend trat sie die Tür hinter sich zu. Es war nicht so gelaufen, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Vielleicht hatte sie auch einen Fehler begangen und sich dem Teufel zu früh gestellt. Sie hätte noch abwarten sollen.

Aber die Zeit war trotzdem reif. Sie mußte sich da auf ihr Gefühl verlassen.

Mit kleinen Schritten und auch sehr nachdenklich ging sie auf ihr Fahrzeug zu.

Es war ein Motorrad. Nicht irgendeines, sondern eine mächtige Maschine, deren Blech einen roten Anstrich zeigte. An einigen Stellen war er von schwarzen Streifen überdeckt, so daß die Karosserie eine wenigstens optisch stromlinienförmige Form bekam.

Sie war allein gefahren und würde auch allein wieder zurückkehren. Und sie würde die anderen im unklaren lassen. Es war schlecht, wenn man nicht als absolute Siegerin dastand.

Yannah dachte an ihre Ringe. Zwei waren sehr groß. Diese konnte Yannah sogar über ihre hochstehende, feuerrote, punkhafte Turmfrisur streifen, ohne die Strähnen zu knicken.

Als sie das Gewicht der Ringe an ihrem Hals spürte, atmete sie tief durch. Sie fühlte genau, daß eine Sicherheit zurückgekehrt war, und die brauchte sie auch.

Die Maschine hatte sie aufgebockt. Sie nahm den sehr hohen Helm, setzte ihn auf und startete.

Aus dem Auspuff quollen die grauen Wolken, begleitet vom donnernden Geräusch des Motors.

Der Feuerstuhl vibrierte. Es pflanzte sich fort, es erfaßte auch die junge Frau, und sie empfand diese »big vibrations« wie einen erotisierenden Strom.

Das war alles wunderbar. Am liebsten wäre sie auf der Moto Guzzi in den dunklen Nachthimmel hineingeflogen. Da dies nicht möglich war, blieb Yannah nichts anderes übrig, als aus dem Hof zu rollen und in die allmählich einsetzende Dämmerung hineinzufahren, die sich wie ein großer Schatten über Paris gelegt hatte…

***

Die feuerrote Yannah rollte in Richtung Seine. Sie liebte den Fluß, und sie wohnte auch dort. Das heißt, sie und ihre Freunde hatten sich ein gewisses Gebiet als Revier ausgesucht und nach ihren Vorstellungen eingerichtet.

Mit der »normalen« Gesellschaft hatte keiner von ihnen etwas im Sinn. Sie wollten Outsider sein, das andere nicht akzeptieren. Sie wollten leben und gleichzeitig provozieren, und sie wollten sich vor

allen Dingen von niemandem hereinreden lassen, dafür aber ihren Geist erweitern und in andere Welten eindringen.

Für diese Vielschichtigkeit gab es nur einen Begriff, der von ihnen akzeptiert wurde.

Die Hölle.

Was die Hölle war, wußte keiner von ihnen. Sie glaubten auch nicht an die alten Kindergeschichten, in denen die Hölle als Ort des Feuers dargestellt wurde, wo Menschen in mit Wasser gefüllten Kesseln saßen und vor sich hinbrieten. Nein, für sie war die Hölle etwas ganz anderes. Für sie bedeutete es, Macht zu haben, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, andere zu unterdrücken, ein gefährliches Spiel mit der Magie zu treiben und sich einfach dem Bösen hinzugeben, das sie allerdings kontrollieren wollten. Es wäre ja so einfach gewesen, dem Teufel zu dienen, nur wollten sie selbst die Macht, und da war Yannah die perfekte Anführerin, die ihr Ziel mit einer absoluten Grausamkeit verfolgte und sich durch nichts vom Weg abbringen ließ.

Wer an ihr zweifelte und dies öffentlich zugab, konnte sein Testament machen. Yannah kannte weder Rücksicht, Verständnis, noch Gnade. Sie ging ihren Weg.

An diesem frühen Abend dachte sie über die Zukunft und die Vergangenheit nach. Sie rollte am Ufer des Flusses entlang. Paris hatte sich bereits sein Lichterkleid übergestreift. Das helle Funkeln des Widerscheins lag auch auf den Wellen der Seine, aber in direkter Ufernähe, auf diesem schmalen Weg, leuchteten nur wenige Laternen.

Sie fuhr bewußt nicht am Nordufer der Seine entlang, wo die großen Hotels und Touristenattraktionen lagen, sie hielt sich am Südufer und passierte auch die Ile de la Cité, auf der einst Gallier vom Stamme der Parisier das Fischerdorf Lutetia gegründet hatten, das als historisches Zentrum von Paris und ganz Frankreich galt.

Das Ufer lag tiefer als die normale Straße, über der ein nicht abreißender Verkehrsstrom rollte.

Yannah kümmerte sich auch nicht um die Clochards, die unter manchen Brücken zusammenhockten und auf den einsam stehenden Bänken saßen. Der Sommer war vorbei, für sie würde jetzt eine traurige Zeit anbrechen. Aber das kümmerte sie nicht.

Yannah war mit zwei Freunden verabredet. Sie wartete nahe der Brücke Pont d'Austerlitz auf sie.

Dort würde sie ihnen dann einige Fragen beantworten.

Die Gegend war für sie gut und günstig. Nicht weit entfernt lag die Grünanlage des Jardin des Plantes, dessen Westseite mit dem Gelände der Universität abschloß.

Da konnte man auch um diese Zeit in Ruhe reden, ohne gestört zu werden.

Wie ein Phantom huschte sie am Fluß entlang. Die Luft war schlecht,

das Wasser stank, die Stadt atmete zahlreiche Gerüche aus, die sich wie ein dichter Kessel über das Häusermeer legten und auch in jede noch so kleine Gasse hineinkrochen.

Der Schiffsverkehr ruhte fast. Kähne lagen wie schwere Klötze am Ufer. Stimmen schallten über das Wasser. Yannah hörte, nichts. Sie hatte das Sichtvisier des Helms nicht ganz nach unten geklappt, sie wollte etwas von dem Wind spüren, der ihr entgegenwehte.

Dann sah sie den Mann.

Er stand mitten auf dem Weg, hielt sich geduckt, den Kopf nach unten gesenkt. Vor seinem Gesicht tanzte für einen Moment der Widerschein einer Flamme, als er ein Zündholz anriß und sich eine Zigarette anzündete. Sie glühte auf wie ein roter Stern. Er rauchte hastig, ging aber nicht zur Seite.

Yannah ärgerte sich darüber. Sie war stärker, da hatte der Schwache eben zu weichen. So lautete auch die Maxime, nach der sie ihr Leben eingerichtet hatte.

Der Mann blieb nicht nur stehen, er ging ihr sogar entgegen. Sie schaltete das Fernlicht an.

In dem grellen Lichtkegel stand er wie eine Vogelscheuche. Sein Mantel war lang und grau. In der rechten Hand hielt er die Zigarette - und schleuderte sie Yannah entgegen.

Jetzt erst wurde ihr klar, daß diese Person nicht rein zufällig dort stand. Sie hatte auf Yannah gewartet, und die Frau mit dem roten Feuerhaar wußte, daß sie in den nächsten Sekunden handeln mußte, wenn sie überleben wollte.

Sie bremste, sie fuhr nach links, wo eine Böschung aus Steinen hochwuchs.

In diesem Moment fiel die Zigarette zu Boden.

Ein Feuerball wölbte auf. Urplötzlich stand die Breite des Weges in Flammen, die grün, rot und gelb schimmerten und sich aus unzähligen Armen zusammensetzten, die sich gierig weiterfraßen.

Yannah hatte es nicht geschafft, die Steinböschung hochzufahren. Es hätte auch keinen Sinn gehabt, denn oben befand sich ein Eisengeländer. Nach rechts schleuderte sie sich von ihrer Maschine, prallte hart auf, aber die Lederkleidung dämpfte den Fall.

Das Motorrad sah aus, als wollte es mit letzter Kraft den Rand der Böschung erreichen, was natürlich unmöglich war. Auf der schrägen Ebene verlor es nicht nur die Geschwindigkeit, sondern auch das Gleichgewicht, kippte und rutschte mit kreischenden Geräuschen wieder den Weg hinab nach unten.

Yannah stand schon auf den Beinen.

Nicht nur das, sie rannte auf die gierigen Flammen zu und hielt plötzlich zwei ihrer kleinen Ringe in den Händen. Mit einem gewaltigen Sprung und dabei einen Schrei ausstoßend, hechtete sie in

das Feuer hinein, wobei sie die Hände mit den Ringen spiralförmig und gegeneinander versetzt bewegte.

Eigentlich hätten die Flammen zuschnappen und sie verbrennen müssen, was allerdings nicht geschah.

Die Ringe waren wie Wasser, das zum Löschen eines normalen Feuers benötigt wurde.

Noch einmal zuckten die Flammen in die Höhe. Sie sahen dabei aus, als wollten sie sich strecken, dann sanken sie zusammen und waren von einem Moment zum anderen verschwunden.

Und Yannah stand in der Mitte.

Ihr war nichts geschehen, die Magie der Ringe hatte ihr wunderbar geholfen.

Sie lachte.

Es mußte einfach hinaus, wenn sie an diesen schon beinahe lächerlichen Angriff des Teufels dachte.

Hatte sie ihn tatsächlich derartig hart provoziert und geärgert, daß er zu diesen schon primitiven Mitteln greifen mußte?

Das war kaum vorstellbar, aber es war auch nicht zu leugnen, wie sie selbst zugeben mußte.

Der Mann war ebensowenig zu sehen wie irgendwelche Brandspuren. Wer er nun gewesen war, spielte keine Rolle. Vielleicht auch nur ein teuflisches Hologramm, das der Satan erschaffen hatte.

Bei ihm mußte man mit jedem Trick rechnen.

Yannah ging wieder zurück, um sich ihre Maschine anzuschauen. Sie war die Steinböschung herabgerutscht, aber nicht über den Rand hinweg in den Fluß gefallen.

Natürlich hatte sie bei dieser Partie etwas abbekommen, und das wiederum ärgerte Yannah. Sie liebte ihren Feuerstuhl. Er würde noch fahren, aber eine Seite zeigte derartig starke Kratzer am Lack, daß die neu gespritzt werden mußte.

Wütend stemmte sie die Moto Guzzi hoch. Das Sichtvisier war hochgeklappt. Zischende Laute drangen über ihre Lippen. Sie hörten sich an wie wilde Flüche.

An einer Seite war auch das Blech verbogen, allerdings nicht so stark, als daß die Maschine fahruntüchtig geworden wäre.

Sie stieg wieder auf, startete, lauschte dem Klang des Motors und war zufrieden.

Yannah rollte weiter. Sie war jetzt wachsamer geworden, denn der Teufel konnte in jeder Sekunde mit einer neuen, bösen Überraschung aufwarten. Das trat nicht ein.

Unbehelligt erreichte sie den kleinen Bau, wo zwei ihrer Freunde auf sie warteten.

Er lag hinter einer schmalen Brücke, die unter der Uferstraße hinweg und auch weg vom Fluß führte. Die nahe Grünfläche war zu riechen.

Wind strich durch die Bäume und brachte einen herbstlichen Geruch mit. Es roch nach altem Laub und verwelkten Blumen. Über dem Wasser lag bereits der abendliche Dunst.

Das Haus stand hinter einem Zaun. Bäume umwuchsen es. Es sollte abgerissen werden, aber der Besitzer hatte sich dazu noch nicht entschließen können.

So diente es hin und wieder einigen Obdachlosen, Asylanten oder eben der Gruppe um Yannah.

Sie hatten die Vormieter, Schwarze aus Zentralafrika, mit Gewalt vertrieben, und dabei war es ziemlich blutig zugegangen. Auch in Paris herrschten die Gesetze des Dschungels.

Aufbocken konnte sie die Maschine noch. Neben der Haustür stellte sie den Feuerstuhl ab. Den Helm legte sie auf den Sattel und klemmte ihn mittels eines Gummibandes fest.

Bevor Yannah das Haus betrat, schaute sie sich um, fuhr dabei durch ihre Haare, um die rote Punkfrisur zu richten. Sie überkam ein ungutes Gefühl, wobei doch alles normal war.

Trotzdem stimmte etwas nicht.

Die Frau witterte wie ein Raubtier. Ihr Gesicht wirkte noch härter, die Augen erinnerten dabei an bleiche Teiche ohne Pupillen. Sie spürte keine direkte Angst, aber sie nahm sicherheitshalber einen Ring in die Hand und ließ ihn kreisen. Dabei murmelte sie leise, beschwörende Worte, so daß plötzlich helle Funken über den Rand des Rings hinwegfuhren.

Mehr geschah nicht.

Die Haustür war geschlossen.

Als normale Tür konnte man das aus schrägen Brettern zusammengenagelte Etwas nicht bezeichnen. Es war mehr eine primitive Sperre, sonst eben nichts. Eine Klinke war nicht vorhanden. Wer die Tür öffnen wollte, mußte gegen sie schlagen oder treten.

Sie trat dagegen. Schrammend glitt das primitive Ding nach innen. Der Flur sah aus wie ein dunkler Tunnel. Beschmierte Wände, Dreck in den Ecken, eine Treppe, bei der das Geländer nicht einmal zur Hälfte vorhanden war.

Dieser alte Ziegelsteinbau hätte wirklich abgerissen werden müssen, noch aber diente er Yannah und ihren Freunden als Unterschlupf.

Sie machte kein Licht. Sie hatte das Gefühl, daß es schädlich wäre.

Ihrer Meinung nach hatte der Teufel zwar eine Niederlage einstecken müssen, aber sie wußte, daß er nicht aufgab. Und genau jetzt hatte sie das Gefühl, seine indirekte Anwesenheit zu spüren.

Etwas war falsch gelaufen…

Sie drehte sich.

Nichts zu sehen. Die Eingangstür stand offen, der Geruch war wie immer und trotzdem anders.

Es stank verbrannt. Aber nicht so, als wären Kleider, Reifen oder Holz verbrannt worden, anders.

Sie ging vor, bis sie die Öffnung an der linken Wandseite erreichte. Früher hatte es hier einmal eine Tür gegeben, heute nicht mehr, denn sie war längst verheizt worden.

Sie trat in den Raum.

Der Geruch nahm an Stärke zu.

Und dann sah sie das Schreckliche.

Die beiden Freunde, die auf sie hatten warten wollen, lagen wie aufgereiht rücklings auf dem Boden. Sie rührten sich nicht, und man mußte sie einfach sehen, wenn man auf dem normalen Weg den Raum betrat.

Yannah machte Licht.

Die Lampe war nicht besonders hell, das hatten sie auch nicht haben wollen.

Es reichte aber aus, um sie erkennen zu lassen, daß Asmodis den Kampf weiterführen wollte.

Die Rothaarige war im ersten Moment so geschockt, daß ihr nicht einmal die Namen der beiden Freunde einfiel.

Sie schaute nur auf die starren Körper, die mit verdrehten Gliedern am Boden lagen und keine Gesichter mehr hatten, denn sie waren vom Feuer der Hölle verbrannt worden.

Sie stand da, ohne sich zu rühren. Sie merkte nicht einmal, daß die beiden goldenen Ringe um ihre Gelenke hingen wie zwei zu große Schmuckstücke.

Ihr Gesicht hatte sich verändert. Es sah aus wie eine Maske aus Metall. Die Haut gab einen blauweißen Schimmer ab, in den Schatten hineintauchten.

Zeit wurde für Yannah zur Nebensache. Sie konnte nur in die Gesichter ihrer beiden Freunde schauen und kam sich selbst vor, als hätte sie jemand in eine tiefe Trance versetzt. - Irgendwann drang ein leiser Fluch über ihre Lippen. Sie sprach ihn zwei- dreimal aus.

Dann lauter, noch heftiger, und zum Schluß brüllte sie die Worte gegen die kahlen Wände.

Dabei zitterte sie am gesamten Leib. Sie hielt die Arme hoch und schlug um sich, als würden Stromstöße durch ihren Körper jagen.

Es war ihr gelungen, dem Teufel eine Niederlage beizubringen, doch er ließ nicht mit sich spielen.

Er hatte zurückgeschlagen und sich brutal gerächt.

»Krieg, Asmodis!« keuchte sie. »Ab jetzt ist Krieg. Du hast es nicht anders haben wollen, und ich nehme ihn an!«

Dann drehte sie sich um und verließ im Sturmschritt das alte Gebäude…

***

»Es tut mir leid, Suko, aber wegen dir kann John nicht immer den langen Tag über im Büro bleiben. Soviel ich weiß, ist er in Richtung Wales gefahren, um dort irgendeinem Fall nachzugehen. Er hat mir nicht einmal gesagt, um was es sich handelt.«

»Typisch für ihn.«

Glenda Perkins seufzte. »Hat er dir denn etwas mitgeteilt?«

»Eben nicht!« Suko war wütend. Er hätte am liebsten den Telefonhörer zerquetscht. Aus seinem kleinen Kindermund drang die normale Stimme eines Erwachsenen. »Ich habe mich in ihm getäuscht. Er hat mir versprochen, daß er…«

»Aber Suko, das geht doch nicht!«

Der Mann in Kindergestalt atmete scharf ein. Er wußte ja, wie recht Glenda hatte, wenn er realistisch über sein Schicksal nachdachte. Aber er wußte auch, daß er sich damit nicht abfinden konnte und die Emotionen immer wieder hochkochten.

»Bist du noch dran?«

»Sicher.«

»Gut.« Glenda schluckte und kam mit ihrem Vorschlag heraus. »Sollen wir uns heute abend treffen und noch einmal über alles reden? Es wird dir guttun, wenn du…«

»Danke, das ist nett gemeint, aber ich brauche keine Amme. Ich komme schon allein zurecht.«

»So war es doch nicht gemeint.«

»Um mich braucht ihr euch keine Gedanken zu machen. Bis später mal, Glenda.« Suko legte auf und ärgerte sich im selben Moment über sich selbst. Er wußte ja, daß er Glenda Perkins unrecht tat, doch er konnte einfach nicht aus seiner Haut raus. Sie klemmte ihn ein wie ein Panzer, und mit seinem Schicksal wollte er sich auf keinen Fall abfinden, obwohl er es mußte, denn er hatte erlebt, daß Asmodis stärker gewesen war als er und John zusammen.

Durch das Seelenschwert schwer gezeichnet, lief Suko in der Gestalt eines Kindes umher. Er hatte zu einem Diener des Teufels werden sollen, und es wäre möglicherweise auch geschehen, wenn er nicht seinen Stab behalten hätte, an den sich Asmodis nicht herantraute, denn er war von dem großen Religionsstifter Buddha geweiht, und davon ließ selbst der Teufel die Finger. Der Stab hatte Suko innerlich nicht zu einem Kind werden lassen. Er dachte und handelte nach wie vor wie früher, als er noch erwachsen gewesen war.

Nur fragte er sich, wie lange sein jetziger Zustand noch andauern sollte. Er dauerte bereits mehrere Wochen, und daraus konnten leicht Monate werden, wenn nicht vielleicht Jahre…

Daran wollte Suko nicht denken, obwohl er sich immer wieder mit seinem Schicksal beschäftigte und seine Freunde alles versuchten, um von ihm den Fluch der Hölle zu nehmen.

Bisher erfolglos.
Auch Shao, seine Partnerin, hatte ihm versprochen, alles zu tun, aber es war auch ihr nicht möglich gewesen. Sie konnte andere dämonische Kräfte überwinden, leider nicht die Macht der Hölle. Suko glaubte sogar daran, daß Shao es nicht mehr versuchte und sie ihren Freund schon so gut wie abgeschrieben hatte.
Das war schlimm.
Dieser Gedanke quälte ihn, ließ ihn in der Nacht oftmals keinen Schlaf finden, doch er wußte ja selbst nicht, wie er diesen Zustand ändern sollte, obwohl er ständig darüber nachdachte.
Es hatte ihn erwischt, es würde vorläufig so bleiben.
Das »Kind« Suko hockte in dem für seine Größe zu mächtigen Sessel und starrte gegen den Tisch, wo das Telefon stand, als würde von dort die große Hilfe kommen.
Er dachte an seinen Freund John Sinclair. John war nach Wales gefahren, um dort einen Fall zu lösen, und Suko erinnerte sich daran, wie oft er schon an der Seite des Geisterjägers gestanden hatte.
Sein Hals kratzte. Ein Klumpen hing in seiner Kehle fest. Er stand hastig auf und lief in die Küche, um sich ein Glas Wasser einzuschenken. Er wollte damit den bitteren Geschmack aus seiner Kehle spülen.
Er hatte es kaum angesetzt, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Jemand hatte die Wohnung betreten, er vernahm die Schritte. Vorsichtig stellte er das Glas zur Seite, um die Küche zu verlassen.
Es war nicht mehr nötig, die Besucherin erschien in der offenen Tür und schaute ihn an.
Suko schüttelte den Kopf, als könnte er nicht glauben, wer da zu ihm gekommen war. »Shao - du?«
»Ja, ich.«
Seine Augen glänzten. Urplötzlich hatte er Hoffnung, aber ihr Gesicht sagte eigentlich genug.
Es sah traurig aus, sehr traurig, nicht einmal der Mund lächelte. Suko wollte es sofort wissen und stellte eine entsprechende Frage. »Du hast auch keine Lösung gefunden - oder?«
»Leider sind…«
»Schon gut, schon gut, Shao.« Er ging auf die Chinesin zu und dann an ihr vorbei.
Er wollte sie nicht sehen. Sie sollte ihn auch nicht sehen, vor allen Dingen nicht die Tränen in seinen Augen. Er stellte sich vor eines der Fenster und drehte ihr den Rücken zu, während er fragte:
»Weshalb bist du dann überhaupt gekommen?«
»Ich wollte dich sehen.«
Einfach dahingesprochene Worte, aber voller Ehrlichkeit, an die Suko nicht glauben konnte. »Warum sagst du das?«

»Weil es stimmt.«
»Mich sehen?« Er lachte schrill. »Ich bin ein Krüppel, ein halber Mensch. Man hat mich vernichtet, verstehst du? Man kommt nicht, um mich zu sehen. Man erscheint hier höchstens, um mich zu besichtigen wie ein Ausstellungsstück.«
Shao erschrak über diese Worte. Das konnte selbst Suko sehen, obwohl er Shao den Rücken zudrehte. Aber deren Gestalt malte sich in der Fensterscheibe ab.
»Wie kannst du nur so etwas behaupten, Suko?« Sie schüttelte den Kopf. »Das… das hätte ich von dir nie gedacht. Es ist… du mußt… mir fehlen die Worte.« Selbst Shao geriet ins Stottern.
Suko tat es schon ein wenig leid. Er drehte sich langsam um. Shao stand vor ihm. Sie wischte durch ihre Augen.
Die Enttäuschung war der ganz in dunkles Leder gekleideten Frau anzumerken. Nur auf die Halbmaske hatte sie verzichtet, aber die Waffe, Armbrust nebst Pfeilen, trug sie wieder bei sich.
Bittend streckte ihr der kleine Suko die Hände entgegen. »Aber du hast doch nichts erreicht, Shao oder?«
»Nein.«
»Da siehst du es. Kannst du dir denn vorstellen, wie es in mir aussieht? Hast du darüber schon einmal nachgedacht? Ich glaube nicht, dann würdest du anders reden.«
»Doch, Suko, ich kann es mir vorstellen. Es klappt sogar sehr gut, aber du mußt auch einsehen, daß man nichts übers Knie brechen kann, das geht einfach nicht. Du bist in die Falle des Teufels getappt, er hat dich gezeichnet. Durch ihn bist du so geworden, nur durch ihn. Und er ist für dich als Erbin der Sonnengöttin Amaterasu, der falsche Gegner. Du weißt selbst, daß sich mein Kampf auf einer anderen, magischen Ebene abspielt. Ich habe keinen direkten Kontakt zu ihm.«
»Dann kannst du mir auch nicht helfen.«
»Wobei ich es trotzdem versuche.«
Suko wedelte mit der Hand. »Das ist sinnlos. Ich rechne noch mit John, obwohl ich da auch nicht mehr sicher bin, weil er sich um seine Fälle kümmern muß. Ich wollte vorhin mit ihm sprechen und hörte, daß er verreist ist. Ich weiß von Glenda, daß er nach Wales fuhr. Mir hat er nichts gesagt.«
»Muß er das denn?«
Suko schaute Shao erstaunt an. »Nein, das muß er nicht. Aber er könnte es tun, verstehst du? Er könnte mir dann die Hoffnung geben, daß er mich noch nicht völlig abgeschrieben hat. Daß ich irgendwie - wenn auch nur theoretisch - noch an der Arbeit teilnehme.«
»Er hat dich bestimmt mit einbezogen.«
»Ja, ja, ja«, Suko war ärgerlich. »Zwei- oder dreimal. Das ist mir zu wenig. Ich will voll und ganz dabei sein, und wenn es nicht geht, dann

möchte ich wenigstens gewisse Informationen bekommen. Sonst komme ich mir ausgestoßen vor.«

»Das stimmt nicht!« widersprach sie heftig.

»Dann ist es eben Mitleid. Und das genau will ich auch nicht haben, verstehst du?«

»Was willst du denn?«

Suko ging zur Couch und ließ sich darauf nieder. Er schaute zu Boden, als er sprach. »Ich will wieder der werden, der ich einmal war. Ich will meine alte Gestalt zurück. Und die wiederum kann mir nur der Teufel geben, wie ich es so sehe. Aber der wird sich hüten, und John, Bill, Jane oder du - ihr kommt nicht an ihn heran. Selbst Myxin, Kara oder der Eiserne Engel schaffen es nicht. Er hat gewonnen, Shao«, sagte Suko und schaute sie jetzt direkt an. »Machen wir uns beide nichts vor. Asmodis hat diesmal gewonnen.«

»Du lebst noch!«

Nach dieser Bemerkung mußte Suko lachen. »Nun und? Was ist das für ein Leben? Hier in der Wohnung hocken. Nur essen, schlafen, warten auf die günstige Sekunde?«

»Anderen ergeht es noch schlechter.«

»Das bin ich aber nicht, Shao. Ich fühle mich wie ein alter Hund, dem jemand das Gnadenbrot reicht. Ich gebe ja zu, daß ich mich verändert habe und ungerecht geworden bin. Ja, ich bin ungerecht meinen Freunden gegenüber, aber ich kann nicht dagegen an. Es sitzt zu tief. Es ist der Stachel des Teufels, der in mich hineinbohrt. Ich merke doch, daß ich trotzdem allem von ihm allein abhängig bin. Kannst du das denn nicht begreifen, Shao?«

»Nicht direkt.«

»Dann tut es mir leid.« Er stand auf, atmete tief und flüsterte: »Ich weiß auch nicht, ob es zwischen uns je einmal wieder so werden wird, wie es gewesen ist. Versprechen oder Hoffnungen kann ich dir da nicht machen, ehrlich.«

»Deshalb bin ich nicht gekommen.«

Er hob die Schultern. »Weshalb dann? Um mich zu bedauern, mich zu bestaunen?«

»Nein!« schrie sie ihn an. »Nein, das ist nicht der Fall. Ich habe den Eindruck, daß du alles falsch siehst. Ich wollte dir sagen, daß du trotz allem auf der Hut sein sollst. Aber es hat ja keinen Sinn, mit dir zu reden. Auf Wiedersehen.«

Suko war sprachlos. Er stand auf, schaute zu, wie Shao sich drehte und dann fortging. Ohne sich noch einmal nach ihm umzudrehen, verließ sie die Wohnung.

Suko hörte, wie die Tür hart ins Schloß fiel.

Dann war es still!

Er stand da mit zu Fäusten geballten Händen und starrte zu Boden. In

seinem Hirn jagten sich die Gedanken. Er wußte überhaupt nicht mehr, was er denken und wie er sich verhalten sollte. Shaos Besuch hatte ihn einerseits aufgewühlt und andererseits völlig durcheinander gebracht.

Jetzt kamen die Vorwürfe, doch zu heftig und übermotiviert reagiert zu haben. Doch Shao war einfach zu einem falschen Zeitpunkt bei ihm erschienen, und zurückholen konnte er sie auch nicht.

Noch einmal ließ er sich die letzten Worte durch den Kopf gehen. Sie hatte davon gesprochen, daß er auf der Hut sein sollte, aber sie war leider nicht deutlicher geworden.

Wollte ihm jemand an den Kragen? Schwebte er in Gefahr? Suko ärgerte sich noch mehr, so überhastet reagiert zu haben. Er hätte nachhaken sollen, aber alles war schiefgegangen.

Jetzt war er wieder allein. Als Erwachsener mit der Gestalt eines Kindes in einer Wohnung, die ihm nicht nur zu groß, sondern auch leer und verlassen vorkam.

Es war wie ein Rausch. Am liebsten hätte er alles zertrümmert und sich dann in die Ecke gesetzt, um zu heulen.

Das ging natürlich auch nicht. Irgendwo mußte er wieder eine Plattform finden, auf der er sein Leben richten konnte.

Er wollte wieder etwas trinken. Das laute Reden hatte ihn angestrengt. Auf dem Weg zur Küche erwischte es ihn. Es war die Stimme, die ihn plötzlich traf, die ihn stoppte und einlullte. »He, Suko…«

Ein scharfes Flüstern wischte durch den Raum. Gleichzeitig vermischt mit einem ungewöhnlichen Geruch, der die Worte begleitete. Suko wollte es zunächst nicht glauben, doch ihn umgab der Geruch von Schwefeldampf!

Wie in den alten Sagen über den Teufel, der gern dieser von dem Menschen erfundenen Aufforderung nachkam und sich so zeigte, um andere nicht zu enttäuschen.

Suko drehte sich um.

Er hörte das Lachen.

Er sah die Schwefeldampfwolke, die mitten im Wohnraum schwebte, und da war ihm klar, daß er einen zweiten Besuch innerhalb einer Stunde bekommen hatte.

Diesmal vom Teufel persönlich!

***

Suko sagte nichts, tat nichts, stand einfach nur da und wollte den anderen agieren lassen, denn der hatte gewiß einen Grund für seinen Besuch. Aus reinem Spaß würde er nicht erscheinen.

Die stinkende Wolke bewegte sich zwar, aber sie wurde nicht größer. Nur in ihrem Innern rollte und wallte sie, dort verdichtete sie sich

auch, und allmählich zeichnete sich dort der Umriß einer Gestalt ab.
Es war der Teufel!
Er konnte in tausend und mehr Verkleidungen auftreten, das wußte Suko auch. In diesem Fall kam er als schwarz gekleideter, bleichgesichtiger Jüngling, dessen Augen einen roten Schein angenommen hatten, als würden sich dort Blutschlieren bewegen.
Er hatte die Hände in die Hüften gestemmt, schaute sich interessiert um, nickte einige Male und schaute zu, wie sich die Wolke allmählich verflüchtigte.
Suko wunderte sich über sich selbst, daß er so gut wie keine Furcht vor dieser Gestalt zeigte. Doch er spürte, daß dieses Wesen etwas ausstrahlte, das es vorher in dieser Wohnung nicht gegeben hatte.
Es war der Hauch des Bösen.
Ein Stück Grauen, das sich zwischen den vier Wänden verteilte und alles einnahm.
Der Teufel lachte, als er mit einer Hand über einen Sesselstoff strich, dann gegen den Tisch trat, als wäre das alles nichts und nur der allerletzte Dreck.
»Und hier lebst du, Suko.«
»Ja, hier lebe ich.«
»Gern?«
»Was soll das?«
»Ich habe dich etwas gefragt.«
»Und ich will nicht antworten. Du weißt genau, warum, denn du bist derjenige, dem ich dieses Schicksal zu verdanken habe.«
»Tatsächlich, Suko?«
»Willst du es abstreiten?«
Asmodis, diesmal ganz menschlich eingestellt, nickte. »Ja, ich streite es ab. Ich streite es tatsächlich ab, denn so, wie du bist, hast du dir selbst und deiner Neugierde zuzuschreiben. Aber darüber will ich nicht mit dir reden.«
»Dann verschwinde.«
Asmodis lächelte. Er setzte sich auf eine Sessellehne und richtete die Feueraugen auf Suko. »Ich an deiner Stelle würde mit den Worten wählerischer umgehen, denn das große Mundwerk kannst du dir nicht leisten, du Kind, du!«
Es war eine Demütigung, eine Beleidigung, die Suko hart erwischte. Er schrak zusammen, das Blut schoß in sein Gesicht und rötete es. Er ballte die Hände, seine Nägel gruben sich scharf in das Fleisch, aber er hielt den Mund.
Der Teufel grinste ihn an. Dann öffnete er seinen Mund. Spinnen krabbelten hervor. Er sprach, während er den Mund offen hielt und eine Spinne zerknackte. »Kann man kleinen Kindern mit Spinnen nicht Angst einjagen?«

Suko schaute auf die Tiere, die zu Boden gefallen waren und dann auf ihn zukrochen.

Es waren vier, die sich in seine Richtung bewegten, aber das »Kind« rührte sich nicht vom Fleck.

»Mutig, wie?«

Er hob die Schultern.

Im nächsten Augenblick wuchsen die Spinnen zur ungefähr zehnfachen Größe an. Unter dem Lachen des Teufels plusterten sie sich regelrecht auf, und sie erreichten mit ihrer Höhe Sukos Kniescheiben. Die erste war da, sie richtete sich auf und wollte an Sukos Körper in die Höhe krabbeln.

Das geschah nicht mehr.

Suko rührte sich nicht, und der Teufel reagierte ebenfalls. Er setzte eine Gegenmagie an. Ein kurzes Zucken in seinen Augen, dann zerplatzten die vier Spinnen.

Nicht einmal Rauch blieb zurück.

»Na, hat es dir gefallen?«

»Kaum«, sagte Suko.

»Das kann ich sogar verstehen!« Der Teufel rieb seine Hände. »Aber es hatte ein Test sein sollen.«

»Das ist mir egal.«

»Du hast ihn sogar bestanden.«

»Ist mir auch egal.«

Ob Asmodis sich ärgerte oder nicht, war für Suko nicht festzustellen. Jedenfalls schüttelte er wütend den Kopf und fuhr den »Kleinen« an, nicht so störrisch zu sein. »Wenn du weiterhin so dumm reagierst, überlege ich es mir noch anders.«

Der letzte Satz war bestimmt nicht nur so dahingesagt worden, und Suko dachte über ihn nach. Er hatte sich schon die ganze Zeit über gefragt, weshalb der Teufel überhaupt bei ihm erschienen war.

Sicherlich nicht, um ihn einem Spinnentest zu unterziehen. Nein, das mußte andere Gründe haben.

»Was willst du dir denn überlegen?«

»Ich denke über das Verhältnis zwischen uns beiden nach.«

»Das existiert nicht.«

»Für mich schon.«

»Aber ich paktiere nicht mit dir. Du hast ja einmal versucht, mich auf deine Seite zu ziehen. Es ist dir nicht gelungen, deshalb kann man nicht von einem Verhältnis sprechen. Was willst du?«

»Dir einen Vorschlag machen.«

Suko spitzte die Lippen. »Tatsächlich? Mir - einem Kind? Da kommt der mächtige Höllenfürst und will etwas von mir? Das ist doch Schwachsinn, du willst mich reinlegen!«

»Überhaupt nicht.«

»Dem Teufel kann man nicht trauen. Das wäre das gleiche, als würde ich einem Wärter glauben, der mir sagt, der Käfig mit den vier hungrigen Löwen wäre im Innern für einen Menschen völlig ungefährlich. Nein, Asmodis, so nicht.«
»Du magst recht haben, aber diesmal sehe ich es anders. Ganz anders sogar.«
»Und wie?«
»Ich habe mir gedacht, daß es Unsinn ist, daß du weiterhin in dieser Kindsgestalt umherläufst.«
»Wie schön für mich.«
»Deshalb dachte ich mir, daß ich dir deine alte Gestalt wieder zurückgebe…«

***

Suko hatte seine Ohren auf Durchzug stellen wollen, sich die Worte aber im letzten Augenblick trotzdem angehört. Er reagierte aber nicht, sondern starrte zu Boden. Er merkte nur, wie die Röte wieder zurück in seine Wangen stieg.
»Hast du nicht gehört?«
»Doch.«
»Es freut dich wohl nicht.«
Suko schaute hoch. »Nein, es freut mich nicht. Ich kann dir auch den Grund nennen. Es freut mich deshalb nicht, weil ich dem Teufel einfach nicht traue und ich damit rechne, daß du wieder ein schmutziges Spiel begonnen hast.«
»Das ist es nicht.«
Suko breitete die Arme aus. »Dann bitte, ich warte. Los, setze deine Kräfte ein und gib mir meine alte Gestalt zurück. Wenn ich normal vor dir stehe, kann ich endgültig sicher sein.«
Asmodis nickte. »So hätte ich an deiner Stelle auch gesprochen, ganz ehrlich.«
»Das hört sich aus deinem Mund komisch an.«
»Aber ich habe nicht so gesprochen, und das hat seinen Grund. Du weißt selbst, daß nichts umsonst ist. Nicht in meinem Reich und auch nicht in deiner Welt.«
»Aha, der Pferdefuß«, sagte Suko spöttisch.
»Das ist er nicht. Es ist kein Pferdefuß, es ist ein reines Geschäft. Keine Leistung ohne Gegenleistung.«
»Ja, das ist mir bekannt.«
»Dann stimmst du zu?«
Suko schaffte ein Lächeln. »So einfach ist das nicht. Ich möchte mehr über die Gegenleistung wissen, die du dir für mich ausgedacht hast. Heraus damit!«
»Gut, deshalb bin ich hier.« Asmodis redete wie ein Geschäftsmann.

Sein bleiches Äußeres paßte nicht zu dieser Stimme, die er auch beibehielt. »Wenn du deine alte Gestalt wieder zurückhaben willst, dann mußt du mir einen bestimmten Gefallen tun. Du wirst nach Paris fahren und dort jemand für mich töten.«

»Was soll ich?« schrie Suko.

Beinahe unschuldig schauten ihn die roten Augen an. »Hast du mich nicht verstanden? Du sollst einen Mord begehen, Suko…«

***

Ja, das war der Pferdefuß, und es war schlimmer gekommen, als Suko angenommen hatte.

Er sollte morden, er sollte jemand töten, umbringen, einfach so, wie ein Killer.

Und das verlangte ausgerechnet der Teufel von ihm? Dem es doch nichts ausmachte, einen Menschen zu zerstören.

Suko kam da nicht mit, und seine im Widerspruch stehenden Gefühle zeichneten sich auch auf seinem Gesicht ab, so daß Asmodis fragte, was mit ihm los war.

»Ich begreife es nicht«, sagte Suko. »Ich soll für dich jemanden töten? Einen Menschen umbringen…«

»So ist es.«

»Warum ich? Warum machst du das nicht selbst? Du bist doch derjenige, der alles schafft. Wäre es ein Dämon gewesen, ein Schwarzblütler, hätte ich dafür Verständnis gehabt, aber einen normalen Menschen umzubringen, ist doch eine deiner leichtesten Übungen.«

»Ist es auch«, sagte Asmodis fast trotzig.

»Weshalb tust du es dann nicht? Du brauchst nur hinzugehen und die Person zu töten.«

»Es ist eine Frau!«

»Auch das noch. Eine Hexe, wie?«

»Nein, ein Mensch.«

»Dann tue du es.«

»Gut, ich könnte es. Aber ich möchte, daß du diesen Auftrag übernimmst, Suko. Wenn ich sie tot sehe, werde ich dir deine Gestalt zurückgeben. Mehr sage ich nicht.«

Sukos Gedanken wirbelten. Er kam noch immer nicht über den Vorschlag des Teufels hinweg. Da war bestimmt ein Trick dabei, eine hinterlistig gelegte Fußangel.

Trauen durfte man einem Wesen wie Asmodis sowieso nicht. Wer das tat, war verraten und verkauft. Und Versprechen Menschen gegenüber hatte er eigentlich noch nie gehalten, denn er wollte stets auf der Gewinnerstraße stehen.

»Du willst also nicht?« stellte er fest und strich mit zwei Fingern

durch sein bleiches Gesicht.
»Das habe ich nicht gesagt.«
Asmodis amüsierte sich. »Weshalb denkst du nach? Ein derartiges Angebot kommt nie wieder.«
»Möglich. Ich überlege nur, ob ich dir trauen kann.«
»Immer.«
»Davon bin ich eben nicht überzeugt.«
»Es ist *deine* Chance, Kind! Oder willst du für immer in dieser Gestalt umherlaufen?«
»Nein.«
»Dann sag ja.«
»Moment«, wandte Suko ein, »du hast recht gehabt. Ich bin ein Kind, ich stehe außen vor, und ausgerechnet ich, das Kind also, soll einen Menschen in deinem Auftrag töten?«
»Ja.«
»Wie denn?«
»Du gehst hin und vernichtest sie. Das ist alles.«
»Sie?«
»Ja, es ist eine Frau, um so leichter für dich, sie zu töten. Hättest du normalerweise gesagt.«
Asmodis versuchte zu grinsen, was ihm einigermaßen mißlang. »Es spielt keine Rolle, was ich gesagt hätte. Ich kann diese Person aus bestimmten Gründen nicht töten.«
»Ist sie dir über?«
Satan schäumte. Aus seinen Augen fuhren kleine Blitze. »Niemand ist mir über. Sage so etwas nie wieder!«
»Schon gut, schon gut. Aber du mußt mich auch verstehen, daß ich mich darüber wundere. Normalerweise wäre ich ja bereit, dir einen Gefallen zu tun, aber auch ich stelle jetzt eine kleine Bedingung. Wenn ich sie töten soll, möchte ich meine Gestalt hier und jetzt wieder zurückhaben. Ich werde als Erwachsener nach Paris reisen und sie…«
Suko konnte nicht mehr weitersprechen, weil ihn das Lachen der Gestalt unterbrach. Der Teufel wollte sich ausschütten, er kriegte sich nicht mehr ein, er schlug dabei sogar mit den Armen auf und nieder, aber er amüsierte sich nicht wirklich. »Nein, darauf werde ich nicht eingehen. Du wirst sie in deiner Kindsgestalt umbringen, das mache ich zur Bedingung. Ansonsten hast du deine letzte Chance verspielt.«
Suko sprach dagegen. »Ich kann mich nicht so verhalten wie…«
»Brauchst du auch nicht. Denk an die Vorteile, die dir deine Gestalt auch bringt. Du bist doch harmlos. Ein jeder wird dich so einstufen, ein jeder nimmt ein Kind nicht ernst. Willst du eine bessere Chance haben?«
»Ja. Aber darüber kann ich mit dir nicht reden.« Suko hatte sich längst entschlossen. Er würde auf das Angebot des Teufels eingehen,

allerdings nur zum Schein. Und er hoffte, daß es dem Satan nicht auffiel, deshalb dachte er auch nicht daran, denn dieses Wesen schaffte es noch, in seine Gedanken hineinzukriechen.

»Du willst es tun?«

Suko nickte.

Asmodis zeigte keine Freude. Er gab sich gelassen. »Das ist ausgezeichnet«, stellte er fest, bevor er sich räusperte. »Ich werde dich nach Paris bringen, wo du alles in die Wege leiten kannst. Du mußt zunächst in die Nähe der Person gelangen.«

»Wie heißt die Frau denn?«

»Yannah!«

Den Namen hatte Suko noch nie gehört, und das sagte er dem Teufel auch.

»Sie ist hier nicht bekannt. In Paris aber sieht das anders aus, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wie soll ich dir einen Erfolg melden?«

»Ich merke es, keine Sorge.«

»Und wenn diese Yannah tot ist, bekomme ich meine alte Gestalt wieder zurück.«

»So ist es.«

»Das wird John Sinclair freuen und…«

»Halt!« schrie ihn der Teufel an. »Keinen Laut mehr, kein Wort, keinen John Sinclair. Er wird und muß einfach aus dem Spiel bleiben, hast du verstanden?«

»Nein…«

»Er hat mit deinem Auftrag nichts zu tun. Alles, was du machst, wird heimlich geschehen. Du wirst diese Wohnung verlassen, ich werde dich nach Paris bringen und dort kannst du dann schalten und walten, wie du willst.«

»Wann soll das geschehen?«

»So rasch wie möglich.«

»Also heute?«

Asmodis nickte.

»Dann muß ich noch einige Vorbereitungen treffen. Ich muß mir eine Waffe besorgen und…«

»Kannst du in Paris alles bekommen. Du wirst diese Stadt im Bauch erleben, dir werden die Attraktionen der Touristen erspart bleiben. Du wirst eintauchen in die Szene, und du wirst Yannah erleben, bevor du sie vernichtest. Du kannst ihr eine Kugel geben, du kannst ihr ein Messer in den Hals stoßen, mir ist es gleich. Ich möchte nur eines. Ich will sie tot sehen.«

Suko nickte. Er war jetzt ganz Ohr, hatte seine eigenen Gedanken zurückgestellt, konzentrierte sich auf den Teufel und wollte trotz allem wissen, was ihm diese Person angetan hatte.

»Es ist eine Sache zwischen ihr und mir. Mach du deine Arbeit, dann reden wir weiter.«

»Und ich darf niemandem sagen, wohin ich gehe?«

»Nein!«

Suko hob die Schultern. Er stand auf. »Gut, dann möchte ich es so rasch wie möglich hinter mich bringen.« Er ging in den schmalen Flur, wo seine Jacke hing, die er überstreifte. Dabei zog er einen Kugelschreiber aus der Innentasche und kritzelte hastig drei Worte an die Wand. Alles war so schnell gegangen, daß der Teufel eigentlich keinen Verdacht schöpfen konnte.

Mit der übergestreiften Jacke kehrte er zurück. Sie bestand aus dunklem Leder und wies Kindergröße auf.

Asmodis schaute auf ihn nieder.

Suko lächelte nicht. Er versuchte, völlig normal auszusehen, zeigte keinen Triumph, keine Freude, keinen Schmerz. Er wollte neutral sein.

»Fertig?«

»Ich bin bereit.«

Der Teufel lachte, als er auf Suko zuschritt. »Sei froh, daß du zugestimmt hast«, flüsterte er und legte dem kleinen Chinesen beide Hände auf die Schultern. »Und hüte dich vor allen Dingen davor, mich reinlegen zu wollen.«

Suko schaffte es, treuherzig auszuschauen. »Warum sollte ich? Mir sitzt doch das Hemd näher als die Hose.«

»Das hoffe ich für dich.«

Und dann spürte Suko nichts mehr. Die Magie des Teufels hielt ihn umfangen. Sie zerrte ihn mit, sie riß ihn hinein in die andere Welt, umgeben von einer Wolke aus Schwefeldampf.

Sie blieb noch für einen Moment in der Wohnung zurück. Asmodis und Suko aber waren verschwunden…

***

Ein Heer von Lichtreflexen vereinigte sich auf der runden Tischplatte und einem gewaltigen Sternenmeer.

Das Möbelstück mit der Glasplatte und den geschwungenen Metallbeinen erinnerte an ein eigenes All, das nur deshalb so perfekt geschaffen werden konnte, weil mehr als achtzig Kerzen den Tisch umstanden und das Zimmer ausfüllten.

Sie befanden sich nicht in einer Höhe. Sie waren unterschiedlich verteilt und schauten aus kleineren und größeren Leuchtern hervor. Alle wurden durch den normalen elektrischen Strom gespeist. Ansonsten wäre es wegen der Hitze und der schlechten Luft kaum möglich gewesen, sich in der Nähe der Kerzen aufzuhalten.

Sie führten von unten nach oben und hatten die Form einer Treppe angenommen. Diese wiederum bildete eine Rundung wie eine Arena

oder eine Manege.

Im Mittelpunkt stand der Tisch. Und an ihm saßen sich zwei Frauen gegenüber.

Die eine trug dünne schwarze Kleidung. Eine an den Hüften ausgestellte Hose aus wertvoller Seide und als Oberteil ein Stück Stoff, das wie zwei Hosenträger wirkte. Beide liefen quer über die mächtigen Brüste der Frau hinweg, ließen dabei einen sehr spitzen V-Ausschnitt zu und trafen erst wieder an den Schultern zusammen, wo der Stoff hauchdünn über die Haut wehte.

Die Frau war Yannah!

Wirr stand ihr Haar vom Kopf ab. Sie hatte es zu einer eckigen Form gekämmt, dazu sehr struppig.

Einige Strähnen standen weit ab. Der Vergleich mit einem erstarrten Feuer kam automatisch. Um den Hals trug Yannah eine schlichte Kette aus grünen, kugelförmigen Steinen, und ihre Hände waren schmucklos. Sah man von den schwarz lackierten Fingernägeln einmal ab.

Anders verhielt es sich mit ihren Ringen. Sie hatten ihren Platz an den Armen gefunden und klingelten gegeneinander, wenn sich die Person bewegte.

Zwei Ringe lagen auf dem Tisch. Sie sahen so aus, als wären sie ineinander verschlungen, und genau an dieser Überlappungszone blitzte es hin und wieder auf.

Die andere Frau saß Yannah gegenüber. Sie war das glatte Gegenteil von ihr. Keine wild aussehende Punkerin, nichts Hexenhaftes hatte sie an sich, sondern wirkte wie eine Lady aus der feinen Pariser Gesellschaft. Das Kostüm hatte ein kleines Vermögen gekostet, der Schmuck ebenfalls, obwohl er so schlicht aussah, und das graue Haar mit den mahagonifarbenen Strähnen war so sorgfältig frisiert, wie es nur ein Fachmann machen konnte.

Die Frau war nervös. Ihre ringbestückten Finger befanden sich in ständiger Bewegung. Sie schabten über das Leder der teuren Handtasche, und es war der Person dabei egal, ob sie Kratzer hinterließen oder nicht. Für sie ging es um andere Dinge.

Yannah hob die Schultern. »Es tut mir leid, Madame, aber ich würde Ihnen raten, einen Arzt zu konsultieren.«

Die Frau atmete schwer. »Ja, das haben Sie schon einmal gesagt. Aber das will ich nicht.«

»Sie müssen.«

Die Frau lachte übernervös und schrill. »Habe ich deshalb eine Hexe aufgesucht?«

Jetzt lachte auch Yannah. »Was heißt hier Hexe oder Seherin. Gut, ich bin eine weiße Hexe, das bestreite ich nicht. Aber ich kann Ihnen nicht dabei helfen, Ihre Krankheit zu besiegen. Ich kann Ihnen keine

Hände auflegen und Ihnen erklären, daß Sie geheilt sind. Wenn Sie das erwartet haben, dann sind Sie einem Irrtum erlegen.«

Madame senkte den Kopf. »Das habe ich nicht gewußt. Man spricht eben über Sie hier in Paris…«

»Ich weiß.«

»Sie haben auch anderen geholfen.«

»Kann sein. Ich habe Ratschläge gegeben.«

Die Kundin ließ sich nicht beirren. »Man sagt auch, Sie seien sehr geheimnisvoll und wären mit noch geheimnisvolleren Kräften ausgestattet.«

Yannah lächelte, bevor sie fragte: »Was sagt man denn sonst noch alles?«

»Daß Sie ein Doppelleben führen.«

»Das führen viele Menschen, Madame.«

»Ich weiß.«

»Und worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf Ihre Kräfte, die nicht von dieser Welt sein sollen, verstehen Sie? Man bringt Sie mit gewissen Dingen in Verbindung, mit denen ich nicht zurechtkomme, aber…«

»Man redet viel.«

»Ja, das kann sein.«

»Ich jedenfalls kann mich nur wiederholen. Sie sind krank, Sie sollten operiert werden und zwar schnell. Das ist alles, Madame.« Yannah nahm die Ringe wieder an sich und ließ sie einige Male um ihre ausgestreckten Finger kreisen.

Sie gerieten in den Schein der elektrischen Kerzen und versprühten einen goldenen Glanz. Wie hypnotisiert verfolgte die Kundin den Weg dieser beiden Ringe, die schließlich an den Armen der Frau entlangrutschten und sich mit den anderen an den Schultern vereinigten.

»War das alles?«

»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, Madame.«

»Dann gehe ich jetzt.«

Beide Frauen standen auf. Yannah brachte die Frau noch bis zur Tür. Sie ging davon, ohne noch ein Wort zu sagen. Yannah aber blieb zurück. Sehr nachdenklich schaute sie zu Boden. Sie hatte die Krankheit der Frau tatsächlich erkannt. Es war Krebs gewesen, aber das wiederum hatte sie ihr nicht sagen wollen. Der Hinweis auf eine Operation hätte eigentlich reichen müssen.

Als Weiße Hexe sah man sie an. Sie war in Paris bekannt, man drängte sich danach, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie wurde zu den großen Parties und Festen eingeladen, aber sie ging kaum hin.

Yannah führte nach wie vor ihr Doppelleben und verließ sich lieber auf ihren Feuerstuhl und ihre Freunde als auf die Pariser Gesellschaft.

Es war die letzte Kundin an diesem Tag gewesen, und Yannah ging langsam zurück an ihren Platz.

Sie ließ sich in dem hochlehnigen Sessel aus dunkelrotem Leder nieder und schloß die Augen zur Hälfte, so daß die Lichter zu mehreren Streifen wurden, die übereinanderlagen und sich in schimmernden Reflexen vereinigten.

Sie streckte die Beine aus, um sich ihren Gedanken hinzugeben, die schwer genug waren.

Sie dachte an den Teufel!

Wer hatte ihm schon Paroli bieten können, außer ihr? Allein die Ringe waren es, die sie schützten, und das wußte Asmodis auch, aber er traute sich nicht, sie direkt anzugreifen.

Er hatte es ihr gezeigt.

Zwei Tote hatte er ihr in den Weg gelegt.

Vielleicht würden es mehr werden.

Yannah hatte mit ihren Freunden über den Fall gesprochen und es ihnen freigestellt, ob sie nun blieben oder nicht.

Sie blieben.

Mitgefangen - mitgehangen, so hatten sie alles interpretiert. Sie fühlten sich bei ihr wohl, denn für sie war es ein aufregendes Leben, das Yannahs Nähe bot.

Sie hatte nichts dagegen gehabt, aber ihre Freunde wußten nun Bescheid. Als sie sich bewegte, klirrten wieder die Ringe gegeneinander. Aus der Hosentasche zog sie ein schmales Päckchen hervor, öffnete es und zupfte mit spitzen Fingern ein dünnes Zigarillo hervor. Das gelbe Mundstück verschwand zwischen ihren Lippen. Dann zündete sie das Feuerzeug und brachte die Flamme dicht an das andere Ende. Sie rauchte mit Genuß und ließ sich von den blaugrauen Wolken umwabern, die aus Mund und Nase strömten.

Ein besonderer Geruch legte sich über den Raum. Dieses Zigarillo bestand nicht aus einem normalen Tabak, es wurde extra für sie angefertigt und mit Stoffen versetzt, von denen einige unter das Rauschmittelgesetz fielen.

Yannah machte es nichts aus. Sie kümmerte sich nicht darum, und auch andere sollten sich gefälligst nicht darum kümmern. Es war allein ihre Sache.

Sie rauchte, entspannte sich dabei, und trotzdem drehten sich ihre Gedanken um den Teufel.

Menschen gaben auf, Dämonen nicht, und der Teufel würde dies erst recht nicht tun.

Davon ging sie aus.

Auch wenn er seine Magie nicht direkt gegen sie einsetzte, an Aufgabe dachte er nie. Dafür hatte sie ihn zu stark in seine Schranken gewiesen, zu hart beleidigt. Asmodis würde nach Mitteln und Wegen

suchen, um sie zu vernichten.
Am meisten ärgerte es ihn, daß er nicht selbst an sie herankommen konnte. Sie war von einer Blockade umgeben, und diese wiederum besaß ihren Ursprung in den Ringen.
Sie allein waren wichtig.
Sie dachte nicht an die Herkunft der Ringe, auch nicht an das Material, sie dachte nur daran, daß sie so etwas wie einen absolut sicheren Schutzmantel boten und daß diese Ringe ihr noch Kräfte garantierten, die eine Hexe ausmachten.
Eine Weiße Hexe, darauf legte sie Wert.
Was würde Asmodis unternehmen? Zu welchen Tricks würde er greifen? Es war ihr unmöglich, in ihn hineinzuschauen, aber er kannte immer Mittel und Wege, um an sie heranzukommen.
Und sie wollte ihn dann abwehren.
Yannah lachte, als sie daran dachte. Irgendwo freute sie sich auf den Kampf zwischen ihm und ihr.
Gleichzeitig spielte sie mit dem Gedanken, sich von ihren Freunden zu trennen, weil sie diese nicht einer so starken Gefahr aussetzen wollte.
Sie wollten aber nicht weg. Lange genug hatten sie über dieses Thema diskutiert. Im Vertrauen auf die Weiße Hexe wollten sie dem Teufel die Stirn bieten.
Das konnte ins Auge gehen…
Yannah stand auf. Den letzten Rest des Zigarillos warf sie in einen Standascher. Allmählich zerfaserten auch die Rauchwolken um ihren Kopf herum.
Sie ging auf die Tür zu. Hinter einem dunklen Samtvorhang lag sie normalerweise verborgen. Jetzt aber war er aufgezogen worden. Yannah hatte ihn nicht wieder zurechtgerückt, nachdem die Kundin sie verließ. Die Tür war nur deshalb zu sehen, weil das Licht der Kerzen auch auf ihr schwache Reflexe hinterließ.
Sie drückte die Klinke nach unten.
Allein war sie nie. Ein Freund saß jedesmal im Vorraum und überwachte die Kunden.
Manche drehten während und nach den Sitzungen durch, da war es schon besser, wenn jemand in der Nähe war, der sie handgreiflich beruhigte.
Sie trat in den Vorraum.
Auch hier herrschte ein geheimnisvolles Licht vor. Spotlights strahlten von der dunklen Decke wie winzige Sterne.
Plötzlich zitterten die Ringe, berührten sich, spielten dabei eine Melodie…
Wie von selbst…
Für Yannah war es ein Warnsignal. Schlagartig entstand der Schauer

und rann über ihren Körper.

Zunächst einmal tat sie nichts. Sie bewegte sich nicht, sie hätte am liebsten auch das Atmen eingestellt.

Der Raum war nicht sehr groß. Die Wände zeigten als Tapeten einen dunkelblauen, beinahe schwarzen Samt. An der Decke sah es ähnlich aus. Die Spotlights funkelten. Ihr Licht verlor sich zwischen Decke und Boden. Was trotzdem in der Luft hing, war nicht mehr als ein bleicher Schleier, durchtanzt von unzähligen Staubteilchen.

Wo war Zing?

So hieß einer ihrer Freunde, der an diesem Tag im Vorraum Wache gehalten hatte.

Der Sessel an der linken Seite, wo er eigentlich hätte sitzen müssen, war leer.

Was das bedeutete, konnte sie sich vorstellen. Freiwillig hatte Zing den Platz bestimmt nicht verlassen. Er gehörte zu den treuen Typen. Er hätte ihr Bescheid gesagt.

Die Ringe bewegten sich noch immer, obwohl sie selbst starr auf der Stelle standen. Sie gaben das zurück, was sich in ihrem Innern abspielte. Eine Nervosität, auch das Gefühl der Furcht, den Druck und das Wissen, daß der Teufel bestimmt nicht aufgegeben und wieder zu einem neuen Trick gegriffen hatte.

War Zing von ihm vernichtet worden?

Yannah spürte auf der Kopfhaut ein Kribbeln. Plötzlich kam ihr die Umgebung nicht nur zu dunkel, sondern auch überheizt vor. Auf der Stirn bildete sich ein Schweißfilm und ließ die glatte Haut der Frau ölig aussehen.

»Zing?« Sie rief den Namen leise, aber so laut genug, daß er sie hätte hören müssen.

Er meldete sich nicht.

Yannah bewegte sich nach vorn. Sie kam sich vor wie eine Puppe, die nach fremden Befehlen handelte. Als ihr Fuß den Boden berührte, da war es ihr, als würde sie durch Schlamm gehen.

Überhaupt war alles so zäh geworden, so anders. Selbst beim Einatmen schmeckte die Luft nach Gefahr.

Sie strich über ihre Stirn. Der Atem strömte aus ihren Nasenlöchern, fuhr kalt über die Oberlippe.

Auch auf dem Fußboden lag ein dunkler Teppich. In seiner, grauen Farbe hob er sich kaum von den anderen ab. Er ging einfach unter.

Sie schaute nach rechts. Dort führte der Weg zum Ausgang. Auch er sah aus wie ein düsterer Tunnel.

Über der Tür brannten drei kleine Lichter.

Vor ihr aber lag jemand.

Yannah sah zuerst nur den Umriß, der ihr vorkam wie ein schwerer Schatten. Ihr Herz schlug schneller. Zuckungen liefen über ihr Gesicht.

Sie kannte plötzlich die Wahrheit, denn der Schatten besaß menschliche Konturen.

Und doch wollte sie alles genau wissen. Sie überwand ihre eigene Starre und lief auf die Tür zu.

Ein Lichtschalter befand sich in der unmittelbaren Nähe. Sie kickte ihn um.

Es wurde hell.

Richtig hell, brutal hell, weil das kalte Licht aus einer Leuchtstoffröhre stammte.

Und es knallte haargenau auf die reglose Männergestalt.

Ja, es war Zing. Er war tot, der Teufel hatte ihn grausam umgebracht. Die Wunde lief von seiner Stirn über den gesamten Körper hinweg und hörte erst dicht unter dem Bauchnabel auf.

Geronnenes Blut zeichnete sie nach und hatte sich auch auf dem ansonsten starrbleichen Gesicht verteilt.

In den Augen las sie noch den Schrecken der letzten Lebenssekunden. Yannah fühlte sich plötzlich schrecklich allein…

***

Sie stand einfach da. Sie dachte an nichts, nicht einmal an die Enttäuschung und achtete auch nicht auf die sich leicht bewegenden Ringe an ihrem Körper. Sie gaben ihr den Schutz vor dem Teufel.

Zing hatte keinen gehabt.

Yannah ging zurück.

Es war ein Zitterschritt, der sie einen Meter weiterbrachte. In der Kehle und überhaupt in ihrem gesamten Körper spürte sie das trockene Gefühl, als wäre das Blut durch warmen Wüstensand ausgetauscht worden. An der Decke leuchtete die Lampe wie ein kaltes Auge, das sich über diese Tat zu freuen schien.

Der Anblick hatte ihr das Denken geraubt. Ihr Gehirn war leer, da gab es nichts mehr, was sie noch fassen konnte. Auch sie selbst kam sich vor wie in einem Vakuum eingepackt, und als sie es endlich schaffte, zur Seite zu gehen, da glaubte sie, über den Boden hinwegzuschweben. Es war nichts mehr da. Sie spürte keinen Widerstand, sie war einfach mit sich allein und völlig depressiv geworden.

Das war der dritte Tote!

Asmodis kostete seine Rache eiskalt aus. Und er würde sie alle vernichten, die sich in ihrer Nähe befanden. Wenn er mit ihren Freunden fertig war, würde er sich möglicherweise an ihren Kunden vergreifen, denn bei ihm war alles möglich.

Und nur deshalb, weil er an sie nicht herankam, weil sie durch die Ringe geschützt wurde.

Sie schluckte.

Der Geschmack von bitterer Galle hatte sich in ihrer Kehle ausgebreitet. Es gab auch keinen Sinn, wenn sie die Augen vor den Tatsachen verschloß. Ihr Freund war tot, ihn würde niemand mehr ins Leben zurückholen, er war brutal ermordet worden, und sie hätte eigentlich die Polizei rufen müssen. Für Morde war sie zuständig, aber die Beamten hätten auch Fragen gestellt, zu Recht. Und keiner der Mitarbeiter, mochte er auch noch so tolerant sein, hätte ihr die Geschichte von einem Teufelsmord abgenommen.

Nein, das war nicht möglich.

Also mußte sie dafür sorgen, daß der Tote verschwand, daß man ihn zunächst nicht fand. Yannah überlegte, wo sie ihn am besten verstecken konnte. Unter diesem Raum lag ein alter, feuchter, düsterer Keller. Im Zweiten Weltkrieg hatten sich dort die Mitglieder der Resistance vor den Nazis versteckt. Er war zwar nicht mehr als ein großes Loch, doch als Versteck für die Leiche ideal.

Auch als Weiße Hexe besaß sie so etwas wie Ehrfurcht vor einem Toten. Zudem vor einem, den sie als Lebenden gut gekannt hatte, mit dem sie sogar geschlafen hatte.

Tränen wollten nicht kommen, noch immer fühlte sie sich im Innern wie ausgetrocknet. Das war einfach eine Hülle, über die jemand Haut gezogen hatte.

Yannah bückte sich und faßte die Leiche unter. Der Tote war schwer, sie konnte ihn nur schleifen und sorgte zunächst dafür, daß er aus der unmittelbaren Nähe der Tür geriet.

Sie richtete sich wieder auf. Mit Schrecken dachte sie daran, daß die Tür nicht abgeschlossen worden war. Wenn jetzt jemand kam und sie überraschte, dann…

Schritte.

Vor der Tür.

Sie bewegte sich, wurde nach innen gedrückt, und Yannah hatte das Gefühl, einzufrieren.

Dann war sie so weit offen, daß jemand den Vorraum betreten konnte. Ein Mann? Nein, ein Junge.

Ein chinesischer Junge schaute sie an und blickte danach erst auf die Leiche…

***

Meine Hand strich über die weiche, wunderbare Haut des nackten Frauenkörpers, während sich meine Lippen mit der linken Brustwarze beschäftigten und ich dicht über mir das Stöhnen der blonden Jessica Long hörte.

»Nicht schon wieder, John…« Wie sie den Satz aussprach, sagte mir genug. Sie hatte es nicht ernst gemeint. Deshalb lachte ich nur und fuhr mit meinen Bemühungen fort.

Sie bäumte sich mir entgegen. Ihre Hände klammerten sich an mir fest. Sie flüsterte und stöhnte mir zugleich Worte entgegen, die ich nicht verstand.

Wir genossen es.

Und wir hatten es genossen.

Die ganze Nacht über waren wir zusammen gewesen, den Tag davor auch, und wir befanden uns dort, wo mich mein Chef erst einmal nicht vermutete und mich deshalb auch nicht erreichen konnte.

In Jessicas Dachwohnung.

Der letzte Fall, in den sie mich hineingezogen hatte, war bösartig und grauenhaft gewesen. Wir hatten zwei Kannibalen aus Aibon erlebt und sie nur im allerletzten Moment stoppen können, so daß ihnen wenigstens keine Menschen zum Opfer gefallen waren.

Der erlebte Streß verlangte nach einer Gegenreaktion. Die war zu vergleichen mit der Lust nach Leben, nach Gefühl, danach, den anderen zu spüren.

Das hatten wir intensiv getan und auch an diesem späten Morgen noch einmal.

Es war zudem das richtige Wetter, um im Haus zu bleiben. Grauer Himmel, Nieselregen, Nebelschwaden in den Straßen, fallende Blätter, die wie nasse Tücher klebten, Licht schon am Tage, also ein Wetter, bei dem man lieber in den vier Wänden blieb.

Ich lag auf dem Rücken, schaute gegen die Decke und auch gegen die zahlreichen Puppen, die Jessica herstellte und womit sie als Künstlerin einen Teil ihres Lebensunterhaltes verdiente.

Als sie sich zu mir hinbeugte, fiel das lange Haar wie ein Schleier über mein Gesicht.

Sie küßte mich.

Es war ein wunderschöner Kuß. Leidenschaftlich, aber auch von einer gewissen Traurigkeit durchzogen, denn ihr war klar, daß ich nicht bleiben konnte und mit meinem Weggehen der Zauber der langen Nacht und des Morgens zerstören würde.

Danach richtete sie sich auf, blieb neben mir sitzen und wischte ihre Augen trocken.

»Weinst du?« fragte ich sie.

Jessie hob ihre Schultern. »Kaum«, sagte sie, »aber ich hasse es, Abschied zu nehmen.«

Ich strich über ihren Rücken. »Ich bitte dich, Jessica, du redest darüber, als wäre es ein Abschied fürs Leben.«

»Es kommt mir aber so vor!« flüsterte sie.

»Das stimmt nicht. Wir leben beide in London. Zwar ist die Stadt groß, aber nicht zu groß…«

Sie ließ mich nicht ausreden. »Wie oft sehen wir uns denn, John? Sei ehrlich.«

»Nun ja…«
»Kaum.«
»Das stimmt. Ich habe meinen Beruf. Ich habe Verpflichtungen. Aber das brauche ich dir ja nicht zu erzählen. Das weißt du alles selbst. Du hast es mehr als einmal erlebt.«
»Ja, das weiß ich, John.« Sie räusperte sich. »Und es tut mir so leid. Außerdem gibt es da noch ein Problem, das aus zwei Namen besteht. Jane Collins und Glenda Perkins.«
Ich verdrehte die Augen. »Was haben sie denn mit uns beiden zu tun, Jessie?«
»Sie lieben dich - oder?«
»Das weiß ich nicht.«
»Zumindest hast du mit ihnen schon geschlafen.«
»Ja, das stimmt. Ich brauche mich auch nicht zu entschuldigen. Aber das war einmal, Jessie. Ich kann die beiden nicht gegeneinander ausspielen, das geht nicht.«
»Und was ist mit mir?«
Ich verdrehte die Augen. Warum mußten die Frauen immer alles so kompliziert machen. »Jessie, wenn ich dir sage, daß es mit dir etwas anderes ist, glaubst du mir dann?«
Sie schaute mich kurz an. »Warum sollte ich das?«
»Weil wir nicht beruflich verbandelt sind. Himmel, wir sind doch erwachsene Menschen und keine Teenager mehr. Wir können beide aus unserem Leben nicht mehr heraus.«
»Das weiß ich, John.« Sie streichelte mit einer zärtlichen Geste über mein Haar. »Deshalb wollen wir beide versuchen, die wenigen Stunden, die wir immer zusammen sind, richtig zu genießen. So, und jetzt mache ich uns ein Frühstück«, erklärte sie mit völlig veränderter Stimme.
Bevor ich noch etwas erwidern konnte, war sie aus dem Bett gehuscht, streifte den seidenen Morgenmantel über, richtete ihre Haarflut und bewegte sich in Richtung Dusche.
Ich lauschte dem Rauschen des Wassers, das durch die offene Tür klang und wollte eigentlich meinen Gedanken nachhängen, aber das Geräusch schläferte mich schon nach kurzer Zeit ein, und sehr schnell war ich weg.
Ich schreckte auf, als warme Finger meine Stirn berührten. Jessica hatte sich über mich gebeugt, lachte, und von ihrer noch feuchten Haut fielen Wassertropfen auf mein Gesicht.
»Das nennt man Energiebündel. Schläft einfach wieder ein.«
Ich grinste. »Irgendwo ist man ja noch Mensch - oder nicht?«
»Dann spiele mal den Übermenschen und komm hoch. Ich koche inzwischen den Kaffee.«
Da mir das Aufstehen schwerfiel, streckte sie mir die Hand entgegen

und half mir dabei. Ich saß etwas benommen auf der Bettkante, strich mit allen Fingern durch das Haar und stand dann auf.

Ziemlich wacklig bewegte ich mich auf die Dusche zu, stellte sie an und ließ die Strahlen auf den nackten Körper prasseln.

Sehr heiß, daß es auch dampfte, dann lau, schließlich kalt, so daß ich das große Bibbern bekam.

Als ich die verließ und nach einem großen Badetuch griff, in das ich mich einwickelte, war ich tatsächlich wieder hellwach. Das Tuch war sehr flauschig, es tat meiner Haut direkt gut.

Ich streckte mich, rubbelte das Haar trocken, und der Geruch des frischen Kaffees wehte mir bereits entgegen. Er munterte mich noch mehr auf, ich freute mich auf das Frühstück.

Da die Küche mit hellen Möbeln und auch hellen, geblümten Vorhängen und Gardinen eingerichtet war, machte sie auch bei diesem Wetter einen freundlichen Eindruck.

Ich warf einen kurzen Blick hinein und sah, daß sich Jessica schon angezogen hatte. Sie trug eine rote Hose aus Feincord und einen dunkelblauen Pullover, der ihren Oberkörper eng umschloß und die Figur gut nachzeichnete. Das Haar hatte sie zur Seite gekämmt und an der linken Seite festgebunden.

Ich zog mich ebenfalls an und hörte, als ich in die Schuhe schlüpfte, ihren Ruf.

»Bist du fertig, John?«

»Ja, Moment noch, bin auf dem Weg!«

Mein Blick fiel auf den sehr sorgfältig und liebevoll gedeckten Küchentisch, da mußte ich einfach Appetit bekommen. Das Roastbeef lachte mich ebenso an wie das frische Rührei, der Speck und die drei verschiedenen Konfitüren.

Ich wußte jetzt schon, daß ich dieses Essen lange hinauszögern würde.

Das war auch so.

Wir aßen, redeten, aßen wieder, sprachen über Gott und die Welt, und Jessica erzählte mir, daß sie bald wieder ausstellen würde.

»Wo denn?«

»In Kopenhagen.«

»Was? Tatsächlich?«

»Ja. Die Dänen oder die Nordländer sind ebenfalls große Puppenliebhaber. Sie haben mich eingeladen.«

»Wie lange wird die Ausstellung denn dauern?«

»Angesetzt wurde sie auf einen Monat.«

Ich nickte. »Das ist ordentlich. Wirst du die Zeit über in Kopenhagen bleiben?«

Sie hob die Schultern und zeichnete mit dem Fingernagel den Umriß einer blauen Blüte auf der Tischdecke nach. »Ich glaube nicht. Mit

einer Woche werde ich wohl auskommen. Vielleicht kannst du mich ja besuchen.«

Ich schaute in ihre blauen, etwas verhangen wirkenden Augen und sah die Weichheit ihres Gesichts.

»Wenn ich jetzt sage, das würde ich gern tun. Nimmst du mir das auch ab?«

»Immer.«

»Keine Lüge?«

Sie mußte lachen, ich auch. »Keine Sorge, John, ich kenne dich und deinen Job. Tu uns einen Gefallen und versprich bitte nichts. Wenn es soweit ist, werde ich dich daran erinnern. Ich schreibe dir oder rufe dich an. Doch wie ich dich einschätze, wirst du wieder unterwegs sein - oder?«

»Kann sein.«

»Und dir macht dieses Leben wirklich Spaß?«

Ich schaute auf das Rührei und auf die Scheibe Speck, die dort hervorschaute. »Spaß?« wiederholte ich, »das kann ich nicht mit Fug und Recht behaupten. Aber ich muß es tun, es ist mein Job, meine Arbeit, die mir kein anderer abnimmt. Gerade jetzt nicht, wo Suko dieses schreckliche Schicksal ereilt hat, von dem ich dir berichtete. Es ist alles ein wenig kompliziert.«

»Ja, John, das begreife ich schon. Du kannst nicht aus deiner Haut heraus, ich ebenfalls nicht. Ich denke nur immer daran, daß wir uns hoffentlich gesund wiedersehen. Das ist meine einzige Sorge. Alles andere wollen wir mal dahingestellt sein lassen.«

»Das meine ich auch.«

Als wir schließlich mit dem Frühstück fertig waren, da zeigte die Uhr bereits die zweite Mittagsstunde an. Irgendwo bekam ich ein schlechtes Gewissen, denn ich wollte eigentlich noch kurz im Büro vorbeischauen, was Jessica nicht verstehen konnte, als ich davon sprach.

»Bleib doch hier.«

»Und wann wirfst du mich hinaus?«

Sie zählte es an ihren Fingern ab. Ich winkte lachend dazwischen. »Nein, so viele Tage nicht.«

»Tage, sagst du?«

»Ja. Oder meinst du Stunden?«

»Nein, Wochen.«

Da mußte ich wieder lachen. Gleichzeitig aber wurde ich nachdenklich, denn diese indirekte Antwort hatte mir mehr gesagt als viele Worte. Jessica Long mochte mich, und ich mochte sie.

Es entstand eine etwas verlegene Pause zwischen uns, die ich unterbrach, indem ich aufstand. »Sorry, aber ich muß jetzt wirklich fahren.«

»Wohin?«

»Zu mir nach Hause. Ich werde von dort im Büro anrufen. Außerdem möchte ich noch mit Suko reden. Er braucht jemand, der sich um ihn kümmert.«

»Das verstehe ich.«

Jessica Long brachte mich noch zur Tür und schlang dort ihre Arme um meinen Nacken. Sie küßte mich und spielte dabei mit meiner Zunge. »Gib auf dich acht«, sagte sie ein wenig atemlos, »und versuch mal, an mich zu denken oder mich anzurufen.«

»Mach' ich.« Die Worte würgte ich etwas hervor. Die Kehle war mir eben ein wenig eng geworden.

Von der Treppe aus winkte ich ihr noch einmal zu, dann war ich wieder allein und mir war, als wäre ich aus einem herrlichen Traum brutal zurück in das Leben gestoßen worden. Ein Vorhang hatte sich hinter mir geschlossen, ein anderer war geöffnet worden, der mir wieder den Blick auf die Bühne meines normalen Lebens freigab.

Es war nun mal so, und ändern konnte ich daran nichts.

Meine Laune war um einige Punkte gesunken, als ich meine Wohnung betrat. Zwischen ihr und Jessicas lagen einfach Welten. Ich hatte eine Junggesellenbude, die allein zweckmäßig eingerichtet worden war. Man konnte darin leben, das war auch alles. Wohl fühlte ich mich einfach woanders.

Es war so still, irgendwie auch kalt, zudem roch es nicht gerade frisch. Die Luft war abgestanden.

Ich ging erst einmal hin und öffnete ein Fenster.

London im Sprüh, London im Regen, das war kein toller Blick, der mir an diesem Tag gestattet wurde. Alles, war sehr verhangen, und die Schwaden hingen in den Straßen wie Leichentücher, gegen die hin und wieder das Licht der Scheinwerfer strahlte, das den Dunst allerdings kaum aufhellen konnte.

Ich schloß das Fenster wieder und wollte das Radio einschalten, als sich das Telefon meldete.

Klar, das mußte es einfach sein. Ohne Telefon wäre ich ja verloren gewesen.

Ich wollte erst nicht abheben, dann siegte mein Pflichtbewußtsein, und nach dem vierten Klingeln hielt ich den Hörer in der Hand. Es gelang mir nicht mehr, mich zu melden, die weibliche Stimme am anderen Ende war einfach schneller.

»Aha, da bist du ja endlich.«

»Hi - Glenda. Was ist?«

»Wo hast du denn gesteckt?«

»In Wales.«

Sie lachte. »Soll ich das glauben?«

»Das bleibt dir überlassen, aber ich habe zufällig dort zwei aus Aibon

stammende Kannibalen gejagt. Ist auch nicht jedermanns Sache, finde ich.«

»Da hast du recht.« Ihre Stimme klang bereits versöhnlicher.

»Werde ich denn unbedingt gebraucht?«

»Nein, das nicht. Es brennt bei uns nicht. Sir James kommt erst morgen wieder, da ist jedoch ein anderes Problem, das mir auf den Nägeln brennt.«

»Raus damit!«

Sie stellte eine Frage. »Warst du schon drüben bei Suko?«

»Nein.«

»Dann wirst du feststellen, daß er nicht da ist.«

»Ging er weg?«

»Er ist verschwunden, John!«

Jetzt war ich wieder voll da. Dieser eine Satz hatte die Gedanken an die nahe zurückliegende Vergangenheit vollends vertrieben. »Was heißt das, er ist verschwunden?«

»Daß er nicht mehr da ist. Er… er ging, ohne eine Nachricht zu hinterlassen.«

»Einfach so?«

»Ja, einfach so. Ich habe schon, mehrmals versucht, ihn zu erreichen. Entweder geht er nicht ans Telefon, oder aber…«

»Ob er freiwillig gegangen ist, Glenda?«

»Das weiß ich doch nicht. Jedenfalls mache nicht nur ich mir Gedanken, Sir James ebenfalls. Hätte ich dich jetzt nicht erreicht, wären Kollegen in die Wohnung eingedrungen.«

»So schlimm ist es?«

»Das weiß ich nicht, John, es könnte so sein. Du wirst sicherlich in seine Wohnung gehen und nachforschen.«

»Das versteht sich.«

»Gibst du mir Bescheid?«

»Klar.«

Glenda legte auf, auch ich ließ den Hörer langsam auf die Gabel sinken und hatte das Gefühl, Schmetterlinge in der Brust zu spüren. Suko war weg, nein, nicht einfach Suko, sondern Suko in der Gestalt eines Kindes! Damit war er relativ wehrlos.

Ich hatte oft mit meinem Freund gesprochen und konnte auch begreifen, wie es in ihm aussah. Je mehr Zeit verstrich, ohne daß sich bei ihm etwas änderte, um so unleidlicher und wütender wurde er, was auch verständlich war. Ihm fehlte dann der Blick für die Realität, er würde zu spontan und zu heftig reagieren.

Jetzt war er verschwunden.

Das konnte einen ganz harmlosen Grund haben, aber bei Suko glaubte ich nicht daran. Bei ihm kam immer alles zusammen, das roch nach Ärger, und auch mein Gefühl sagte mir das.

Ich holte den Schlüssel zu seiner Wohnung und verließ die meine. Auf dem Flur traf ich einen Nachbarn, der einen Stapel Zeitungen schleppte. »Auch mal wieder da?« fragte er mich.

»Ja, haben Sie mich vermißt?«

»Man sieht sich so selten«, meinte er grinsend und verschwand in seinem Apartment.

Ich wartete noch, bis auch eine zweite Person in ihrer Wohnung verschwunden war und öffnete Sukos Tür.

Sehr schnell betrat ich die Wohnung, die Hand nicht weit vom Griff meiner Beretta entfernt.

Hatte sich etwas verändert?

Auf den ersten Blick nicht. Da war die schmale Tür, da hingen noch seine Sachen an der Garderobe, die in der normalen Größe, und ich entdeckte auch keine Spuren eines fremden Besuchers.

Aber ich wußte sofort, daß die Wohnung leer war. Man spürt so etwas einfach, und ich erreichte mit schnellen Schritten den Wohnraum, der dieselben Maße hatte wie meiner.

Und doch war es nicht so wie immer.

Mich störte der Geruch.

Es war nicht der gleiche wie in meiner Wohnung, es roch hier einfach anders.

Ich saugte die Luft ein. Meine Nase reagierte wie ein Seismograph, also sehr empfindlich, und mir kam es tatsächlich so vor, als hätte jemand etwas verbrannt.

Kohle?

Nein, die roch anders.

Ich überlegte hin und her. Plötzlich wußte ich, was da verbrannt worden war oder gebrannt hatte.

Schwefel.

Es stank noch leicht nach einem schwefligen Geruch, und diese Tatsache ließ bei mir das Blut allmählich erstarren, denn der Schwefeldampfgestank deutete auf eine ganz bestimmte Person hin, die es einfach nicht lassen konnte, sich mit diesem Geruch zu verabschieden.

Asmodis!

Er war auch derjenige, die die Schuld an Sukos Veränderung trug. Er genoß deshalb seinen Triumph, und er mußte es gewesen sein, der Suko besucht und entführt hatte.

Mir kamen schreckliche Gedanken. Ich stellte mir den wehrlosen Suko in der Hand des Teufels vor, der mit ihm machen konnte, was er wollte. Er würde dem »Kind« nicht den Hauch einer Chance lassen. Er würde ihn zerquetschen.

Das Blut stieg mir in den Kopf. So sehr es mir Spaß bereitet hatte, mit Jessica Long zusammen gewesen zu sein, hätte ich darauf verzichtet,

wäre eine Entführung vielleicht nicht passiert. Und wenn der Teufel so etwas in Szene setzte, dann hinterließ er höchstens die Geruchsspur, aber keinen Hinweis darauf, wo er sich mit seinem Opfer befand.

Trotzdem wollte ich die Wohnung nicht verlassen, ohne sie wenigstens durchsucht zu haben. Möglicherweise hatte Suko noch eine Spur gelegt, was ideal gewesen wäre.

Im Bad fand ich nichts, im Schlafzimmer auch nicht, die Küche konnte ich ebenfalls vergessen, den Wohnraum dazu.

Nichts…

Ich stand mitten im Raum. Der Klumpen in meinem Magen wurde dicker und dicker. Das Herz klopfte schneller. Ich wußte, daß ein Mensch spurlos verschwinden konnte, und Asmodis hatte meinen Freund sicherlich in seine Dimension geschafft. Da würde sich Suko dann aus eigener Kraft nicht mehr befreien können.

Und ich wußte nicht einmal, wo ich mit der Suche ansetzen sollte. Es war zum Verrücktwerden.

Ich verließ die Wohnung durch den Flur. Meine Blicke glitten an der Garderobe entlang und streiften auch die helle Wand dahinter, auf der ich plötzlich etwas entdeckte.

Sie war beschmiert worden.

Zuerst dachte ich an einen Schmutzfleck, bis ich genauer hinschaute und plötzlich wie elektrisiert war.

Das war kein Schmutzfleck, das waren Buchstaben, die sich zu einer Nachricht zusammensetzten.

Eine Botschaft für mich?

Drei Worte nur, aber diese dahingekritzelten und schwach geschriebenen Buchstaben hatten es in sich.

Bin in Paris!

Ich las sie einmal, zweimal, ich las sie auch ein drittes Mal und wußte nicht so recht, ob ich mich auf den Arm genommen fühlen sollte oder nicht.

Wieso war er in Paris?

Das ergab doch keinen Sinn! Das war bestimmt ein Windei.

Wer sollte denn Interesse daran haben, Suko nach Paris zu schaffen, in die Stadt an der Seine zu entführen. Der Teufel etwa? Das wollte ich nicht glauben. Andererseits waren seine Wege oft so rätselhaft und verschlungen, daß man bei ihm einfach mit allem rechnen mußte. Auch mit einer Entführung nach Paris.

Ich atmete tief durch, als ich mich umdrehte und wieder in den Wohnraum zurückging. Ich hatte Glenda Perkins versprochen, ihr Bescheid zu geben, das wollte ich einhalten.

Als ich den Hörer abhob und die Nummer tippte, da zitterten meine Finger. Sie schien am Apparat gelauert zu haben, schon nach dem ersten Klingeln hörte ich ihre Stimme.

»Ich bin es.«
»Und? Hast du Suko gesehen?«
»Nein, ich habe ihn nicht gefunden, aber ich weiß, wo er sich befindet. In Paris.«
Glenda Perkins schwieg erst einmal, so perplex war sie. Sie atmete heftig, dann erklang ihre Frage.
»Noch mal, John, damit ich mich nicht verhört habe.«
»Suko ist in Paris.«
»Woher weißt du das?«
»Von ihm selbst. Er hat mir die Nachricht hinterlassen. Er kritzelte sie gegen die Wand im Flur.«
»Das glaubst du?«
»Es ist seine Schrift, Glenda.«
Sie schnaufte in den Hörer. »Die kann jemand gefälscht haben, John. Du kennst doch die Tricks.«
»Das stimmt alles. Damit muß ich auch rechnen, aber da ist noch etwas gewesen.«
»Red schon!«
»Suko hatte Besuch. Der Teufel persönlich war da. Er muß ihn entführt haben.«
»Sehr schön. Und woher weißt du das?«
»Ich konnte es riechen.«
Glenda schwieg. Es war schwer für sie, mir eine Antwort zu geben. Da kam sie einfach nicht mit, aber sie wollte wissen, was ich unternehmen würde.
»Kann ich denn etwas tun?«
»Ja, nach Paris fahren und ihn suchen.«
»Das ist die berühmte Nadel im Heuhaufen, Glenda. Tu du mir einen Gefallen und versuche, Sir James zu erreichen. Alles andere ist dann meine Sache, denn ich komme jetzt so schnell wie möglich ins Büro.«
»Okay, ich mache es möglich.«
Tief atmete ich ein. Paris! schoß es mir durch den Kopf. Das konnte alles und auch nichts bedeuten.
Ich tippte mehr auf alles. Im Gegensatz zu Glenda glaubte ich nicht, daß die Schrift gefälscht war.
Und ich hatte auch keine direkte Angst mehr um Sukos Leben. Wenn er von Asmodis nach Paris geschleppt worden war, gab es dafür einen Grund. Das tat Asmodis nicht zum Spaß. Ich wußte ja nicht, was er mit ihm vorhatte, ein Grab hätte er ihm auch hier in London beschaffen können.
Wie dem auch sei, ich fand mich mit dem Gedanken ab, die Stadt an der Seine wieder einmal zu besuchen…

***

»Schließ die Tür!« zischte Yannah so heftig, daß Suko, ohne zu überlegen, dieser Aufforderung nachkam.

Die Weiße Hexe hatte sich inzwischen aufgerichtet, war über die Leiche hinweggestiegen und auf den kleinen Suko zugegangen. Sie starrte ihn an und wußte nicht, wie sie ihn einstufen sollte. Suko ließ es sich gefallen, er sagte nichts, er schaute nur krampfhaft zu Boden und versuchte, einen gar erschreckten Eindruck zu machen, was ihm nicht weiter schwerfiel, denn mit dem Anblick eines Toten hatte er nicht gerechnet.

Das war für ihn wie ein Schlag ins Gesicht gewesen, aber er wußte nun, daß er einer gefährlichen Gegnerin gegenüberstand.

Als er den Kopf hob, stand seine Antwort in seinen Augen zu lesen. Er hielt die Frau für eine Mörderin.

Sie aber sah nicht zur Seite, schüttelte den Kopf und sagte: »Ich war es nicht.«

»Natürlich.«

Das war so gesprochen, daß Yannah wütend wurde. »Ich war es wirklich nicht, auch wenn du mir nicht glaubst. Lassen wir das mal vorneweg, jetzt bist du ein Zeuge.«

»Ich weiß.«

»Du hast etwas gesehen, was du nicht sehen solltest. Du bist in einen Kreislauf hineingeraten, aus dem du so leicht nicht wieder herauskommen wirst. Ist dir das klar?«

»Fast.«

»Wie heißt du eigentlich?«

»Suko.«

»Und sonst?«

»Nur Suko.«

»Gut, das ist gut. Wir beide werden uns zusammenraufen müssen, du verstehst?«

»Nicht direkt.«

»Du mußt bei mir bleiben, da du dieses Geheimnis mit mir teilst. Wenn du versuchst abzuhauen, werde ich dich leider ausschalten müssen, unter Umständen sogar für immer, denn hier läuft ein sehr gefährliches Spiel. Und in das bist du eingedrungen.«

Suko spielte seine Rolle gut. »Dann… dann kann ich nicht weg?«

»Nein, du kannst nicht weg.«

Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Ich… ich werde auch nichts sagen, Madame, das verspreche ich Ihnen. Sie können sich voll und ganz auf mich verlassen.«

»So etwas sagt jeder.«

»Aber nicht ich, Madame. Ich…«

»Hör auf zu reden, ich glaube dir doch nicht. Was hast du überhaupt für eine Stimme.«

Suko durchschoß es heiß. »Wieso denn?«

»Die ist anders als bei Jungen in deinem Alter. Sie… sie ist mir ein wenig zu tief.«

»Das haben mir schon andere gesagt, Madame. Aber ich kann nichts daran ändern. Es ist der Stimmbruch, eine zu frühe Laune der Natur, Madame.«

»Sag nicht immer Madame. Das hört sich so alt an.«

»Was soll ich denn sagen?«

»Yannah.«

»Bon, dann Yannah.«

Sie zögerte einen Moment, hob dann die Schultern, und Suko atmete auf, weil sich Yannah mit der Erklärung zufriedengegeben hatte. Sie schaute zu Boden und wies auf den Toten. »Genau er ist jetzt unser Problem, mein Kleiner.«

Suko sagte nichts.

»Wir müssen ihn wegschaffen«, murmelte sie versonnen vor sich hin.

Da sich Suko nicht angesprochen fühlte, konzentrierte er sich auf die Frau und deren Aussehen. Die schwarze Kleidung ließ einiges von der üppigen Figur erkennen. Im hellen Licht leuchtete ihr rotes, hochgestelltes Haar an den Rändern weiß, als wäre es mit einer Kruste überpinselt worden. Sie hatte kein schönes Frauengesicht, sondern ein hart wirkendes, fast eckiges. Einige Male nagte sie auf ihren Lippen, sie bewegte sich auch, und Suko hörte das Klingen der unterschiedlich großen Kreise, wenn sie aufeinandertrafen.

Es war schon ein ungewöhnlicher Schmuck, den sie trug. Er ahnte, daß er eine bestimmte Bedeutung haben mußte, und deshalb fragte Suko auch: »Warum trägst du diesen Schmuck?«

»Weil es mir Spaß macht!«

Diese Antwort bewies Suko, daß er nicht mehr nachzufragen brauchte, doch seine Neugierde war nicht gestillt. »Wenn du ihn nicht umgebracht hast, wer hat ihn dann getötet? Er… er ist ja auf schlimme Weise ums Leben gekommen.«

Sie trat dicht an ihn heran. Suko nahm ihr Parfüm wahr, das einen sehr strengen Geruch absonderte.

»Es war der Teufel, mein Kleiner. Hast du gehört? Der Teufel hat ihn gekillt. Einfach so, verstehst du das? Er hat ihn getötet!«

Suko schaute auf die Leiche, dann auf die Frau. »Soll ich dir jetzt sagen, daß ich dir glaube?«

Sie hob die Schultern. »Es ist mir egal. Jedenfalls müssen wir ihn aus dem Weg schaffen.«

»Wohin denn?«

Sie schnickte mit den Fingern. »Ich weiß die Lösung bereits, Kleiner. Du mußt mir nur helfen und mit anfassen. Oder traust du dich nicht, eine Leiche zu berühren?«

»Das… das habe ich noch nie gemacht.«
»Quatsch. Irgendwas macht man immer zum erstenmal. Los, bück dich, versuche es. Wir schaffen ihn weg!«
»Wohin denn?«
»Scheiße, ich sage dir schon die Richtung. Du brauchst ihn ja nicht anzusehen.«
Für ein normales Kind wäre dies ein guter Ratschlag gewesen, aber Suko war etwas gewohnt, zudem dachte er nach wie vor wie ein Erwachsener. Dennoch rann es kalt seinen Rücken hinab, als er einen sehr genauen Blick auf den schlimm zugerichteten Toten warf.
Yannah hielt ihn unter den Achseln gepackt, Suko trug die starren Beine. Gemeinsam betraten sie den Raum, in dem Yannah ihre Kunden empfing. Suko kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als er die zahlreichen elektrischen Kerzen sah, deren Licht wie der Glanz der Sterne in der Schwärze wirkte.
Er sah auch den Tisch. Durch den Lichteinfall wirkte er wie ein kleines All für sich.
Ihre Schritte wurden von einem Teppich gedämpft. Als weicher Samt umschmeichelte er ihre Schuhe.
Die schmale Tür, auf die sie zusteuerten, hatte Suko nicht gesehen. Sie war auch nur für Eingeweihte zu erkennen. Mit dem Ellbogen drückte Yannah die Klinke nach unten.
Sie war mit sich und dem Festhalten der Leiche sehr beschäftigt, so daß sie nicht auf Suko achten konnte und deshalb auch nicht sah, wie er zusammenschrak.
Er hatte eine Stimme gehört.
Nicht laut, auch nicht normal gesprochen, sondern als telepathische Botschaft in seinem Hirn. »Na geschafft?«
Das war Asmodis, der ihn da ansprach. Er hatte ihn also unter Kontrolle, wußte Bescheid.
»Ja!« flüsterte Suko.
Ein Fehler, denn Yannah wurde aufmerksam. »Hast du etwas gesagt?« fragte sie.
»Nein, nein, nicht direkt, ich… ich… bin nur froh, wenn wir es hinter uns haben.«
»Keine Sorge, wir sind gleich an der Treppe.«
Zunächst einmal schluckte sie ein enger Gang, in dem nur die Notbeleuchtung brannte. Die beiden Leuchten an den Wänden sahen aus wie trübe Augen. Das Licht einer Lampe streifte eine dunkle Tür, die das Ende des Flurs bildete.
Suko wußte noch immer nicht, wo er hier eigentlich hineingeraten war. Asmodis persönlich hatte ihn nach Paris geschafft und dort »abgesetzt«, wo sich das Zentrum befand.
Dicht vor der Tür nickte Yannah Suko zu. »Wir legen die Leiche für

einen Moment ab.«

»Gut.«

Als der Tote auf dem Boden lag, spürte Suko die Blicke der Frau auf seinem Körper brennen. Er konnte nicht behaupten, daß er sich behaglich fühlte. Seiner Ansicht nach hatte sich die Einstellung zu ihm bei dieser Frau verändert.

»Was ist los?«

Sie bewegte ihren linken Arm. Dieses kurze Zucken nur reichte aus, um einen Ring aus dem Verband zu lösen. Er rutschte ihrer Hand entgegen. Mit den Fingern fing sie ihn ab. »Ich traue dir nicht. Ich weiß auch nicht, aber es kommt mir alles sehr seltsam vor.«

Suko versuchte, möglichst harmlos zu blicken: »Was ist denn an mir seltsam?«

Sie ließ den Ring geschickt um die Finger kreisen. »Ich kann es nicht genau sagen, es ist möglicherweise nur ein Gefühl, aber du warst zu schnell da.«

»Wieso?«

»Auf einmal.« Sie lächelte, spielte wieder mit dem Ring und schleuderte ihn dann auf Suko zu. »Da, fang ihn!«

Er griff zu, schnappte ihn auf und wunderte sich, wie schwer er in seiner Hand lag. Damit hätte er nicht gerechnet. Er mußte aus einem besonderen Material bestehen.

»Nun, Kleiner?«

Suko hob die Schultern. »Ich… ich weiß nicht, was es soll. Er ist außergewöhnlich schwer und sieht wertvoll aus. Ich habe so etwas noch nicht in der Hand gehabt.«

»Das glaube ich dir.«

»Sonst spürst du nichts?«

»Nein. Sollte ich denn?«

Suko bekam eine Antwort. Nur nicht von Yannah. Diesmal meldete sich Asmodis.

›Laß dir nichts anmerken. Sie will dich testen. Du brauchst nichts zu tun, als du selbst zu sein. Sie wird nichts merken. Sei ganz locker, dann klappt alles…‹

Suko schaffte sogar ein Lächeln. »Schenkst du ihn mir?«

»Nein, wirf ihn wieder her. Er gehört mir.«

»Natürlich.« Er wog ihn in der Hand. »Ein schöner Schmuck. So einen habe ich noch nie gesehen.«

»Das glaube ich dir gern.«

Suko wurde frecher. »Woher hast du ihn? Hat man ihn dir geschenkt? War es ein Freund?«

Yannah fing ihn auf. Schlangenhaft schnell glitt er wieder ihren Arm hoch, um sich mit den anderen an der Schulter zu vereinigen. »Ich habe ihn nicht von einem Freund bekommen. Er ist sehr wertvoll, das

stimmt schon.«
Suko hob die Schultern. »Zu mir würde er sowieso nicht passen.«
»Ja, das stimmt.« Yannah bückte sich. Die Tür hatte sie schon vorher geöffnet. »Es wird gleich etwas eng werden. Du mußt achtgeben, wenn du die Stufen hinabgehst.«
»Ja, das werde ich schon.«
Ein erbärmliches Quietschen drang an Sukos Ohren, als die Frau die Tür so weit öffnete, daß beide bequem hindurchgehen konnten. Der Geruch war schlimm, er paßte aber zu dieser Welt unter der Erde. Faulig und feucht kroch er die alten Steinstufen hoch. In den Kloaken der Abwasserkanäle roch es kaum anders.
Wieder ging Yannah vor. Sie kannte sich hier aus und konnte es sich deshalb leisten, rückwärts zu gehen. Breite, ausgetretene Stufen, schmutzige Wände, eine Steindecke, die ebenfalls einen graubraunen Belag zeigte. Überall klebte der Schimmel.
Unter den Schuhen der beiden schleifte und knarrte es. Die Treppe war länger, als Suko gedacht hatte. Er mußte in gebückter Haltung gehen, auch nicht gerade ein Vorteil bei der schweren Leiche.
So hatte er das Gefühl, daß seine Arme immer länger wurden.
Er rechnete mit einem großen Kellerraum, der sich an die Treppe anschloß. Das war tatsächlich der Fall. Ein riesiger Keller, aber kein direktes Gewölbe, dazu war die Decke zu niedrig. Er konnte es deshalb sehen, weil die Frau den Lichtschalter umgelegt und für eine trübe Beleuchtung gesorgt hatte.
Spinnen und anderes Getier kroch aus dem Bereich der Helligkeit weg. In Ritzen verschwanden die kleinen Tiere, und Yannah richtete sich auf. Sie drehte sich auf der Stelle. Das Lächeln lag in ihrem Gesicht wie eingefroren. Obwohl sie die Arme gesenkt hatte, lösten sich die Ringe nicht von ihren Schultern. Eigentlich hätten sie nach unten rutschen müssen, aber sie blieben zusammen.
Dabei waren sie nicht festgeleimt. Zwischen ihnen gab es kleine Räume, aber sie schienen miteinander in Verbindung zu stehen oder wurden von einer unsichtbaren und kaum erklärbaren Kraft zusammengehalten.
»Das ist die richtige Umgebung, um eine Leiche loszuwerden«, sagte Yannah und lachte. »Diesen Keller kenne ich, aber kaum ein anderer. Niemand wird den Weg finden.«
»Lebst du hier allein?« fragte Suko.
Seine Stimme hatte einen ungewöhnlichen Klang bekommen. Ihm war, als wollten die Wände des Kellers jedes Wort schlucken.
»Ich arbeite hier.« Sie blieb eine genaue Antwort schuldig, entfernte sich von Suko, der bei dem Toten allein zurückblieb, was ihm nicht gefiel.
Er hatte sich noch immer nicht an den Anblick gewöhnen können.

Dieser Mann war auf furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen, was zeigte, wie brutal der Teufel war.

Ausgerechnet er hatte sich an Suko gewandt, um Yannah zu töten. Warum tat er es nicht selbst?

Schaffte er es nicht? Es hätte doch ein Leichtes für ihn sein müssen, an die Frau mit den roten Punkerhaaren heranzukommen.

Aber nein, er verließ sich auf ein Kind. Da mußte es etwas geben, das den Teufel davon abhielt, die Frau direkt zu attackieren. Sicherlich hatte sie etwas an sich, das sie für den Teufel unangreifbar machte. Und das konnten auch die Ringe sein.

Einen hatte Suko in der Hand gehalten, sich nicht nur über dessen Gewicht gewundert, sondern auch über die Wärme des goldenen Metalls. Er hatte das Gefühl gehabt, als wäre dieser seltsame Ring von einem ungewöhnlichen Leben oder einer nicht erklärbaren Kraft erfüllt. Vielleicht mit einer Kraft, gegen die der Teufel nicht ankam.

Das konnte es sein…

»Woran denkst du?« fragte Yannah scharf, so daß Suko zusammenzuckte, weil er die Frau nicht gehört hatte. »Eigentlich an…«

»Woran?«

Suko deutete auf die Leiche. »An ihn.«

»Das glaube ich dir nicht. Du hast daran gedacht, wie es jetzt weitergeht.«

»Ja, das kann sein.« Suko war froh, daß ihm diese goldene Brücke gebaut worden war. Seine wahren Gedanken hätte er auf keinen Fall verraten dürfen.

»Wir werden ihn noch tiefer in den Keller hineinschaffen. Ich habe einen Ort für ihn entdeckt.«

»Das ist gut.«

Sie trugen ihn in die Tiefe des Kellers hinein, wo das Licht noch düsterer und die Luft noch mieser war. Sie stank wie alte Lappen, die längst mal hätten ausgewaschen werden müssen.

An der Wand stand ein Gegenstand. Es war eine alte Kiste. Auf dem Holz klebte der Schmutz als graue Schicht. Yannah hatte bereits den Deckel angehoben und ihn gegen die Wand gelehnt. Sie funkelte Suko an. »Nun, ist das ein Platz?«

»Ja. Ich würde ihn hier nicht finden.«

»Das meine ich auch.«

Der Tote paßte tatsächlich. Sie brauchten nicht einmal die starren Beine zu knicken oder zu biegen.

Yannah persönlich schlug den Deckel zu. Zwischen ihm und dem Rand des Unterteils wallten kleine Staubwolken hoch. Sie ging einige Schritte zur Seite, blieb dann stehen und drehte sich so, daß sie Suko anschauen konnte.

»Du hast Fragen.«
»Das stimmt.«
»Du wirst dich fragen, wie es jetzt weitergehen soll, nicht wahr?«
»Das stimmt.«
Sie hob die Schultern. »Es war eigentlich dein Pech, mein Lieber. Aber es ist nun mal so. Mitgefangen, mitgehangen. Du bekommst keine neue Chance mehr. Es gibt eigentlich nur die, an meiner Seite zu bleiben. Wenn du versuchst, vor mir zu fliehen, werde ich dich töten müssen. Ist dir das klar?«
»Das… das ahnte ich.«
»Herrlich, wir verstehen uns. Hätte ich nicht gedacht.« Sie rieb ihre Hände. »Da wäre noch ein Problem zu lösen. Ich will von dir wissen, wer dich vermißt.«
»Niemand.«
»Ach ja?«
Suko nickte heftig. »Ich… ich bin abgehauen. Ich habe mich verdrückt. Ich bin weg aus London. Ich wollte nach Paris, das habe ich ja geschafft. Ich war viel in den Vierteln der Farbigen. Ich habe dort nach Freunden oder Leidensgenossen gesucht. Aber ich fand nicht den richtigen Kontakt. Deshalb bin ich herumgestromert.«
»Und die Bullen?«
»Was ist mit ihnen?«
»Haben sie dich entdeckt? Sind sie nicht auf ihren zahlreichen Razzien an dich herangekommen? In letzter Zeit räumen sie ziemlich auf. Sie sind sehr schlimm.«
»Das habe ich erlebt. Aber ich konnte ihnen entwischen. Na ja, und jetzt treibe ich mich herum.«
Sie grinste. »Dann bist du ja bei mir sogar recht gut aufgehoben, finde ich.«
»Wenn du das so siehst.«
Yannah sah nachdenklich aus. »Ich weiß nur nicht, was ich mit dir anstellen soll. Ich habe nicht nur Freunde, sondern auch Feinde, und die sind sehr gefährlich.«
»Wer ist es?«
»Das werde ich dir nicht sagen, du wirst es kaum begreifen können. Aber es sind mächtige Kräfte, darauf kannst du dich verlassen. Menschen sind ein Nichts gegen sie.«
»Auch du?«
Yannah funkelte ihn an. Die Frage hatte ihr nicht geschmeckt. »Wie kommst du darauf?«
»Ich… ich weiß nicht so recht. Es war einfach nur so dahin gesprochen, wenn du verstehst.«
»Ich bin besser!« sagte sie nur und ging an Suko vorbei wieder auf die Treppe zu. Sie war sicher, daß ihr der Junge folgen würde, doch

das tat er nicht.

Er war stehengeblieben. Nicht weil er es hier in der Ecke am Ende des alten Kellers so gemütlich fand, sondern weil er ein Geräusch gehört hatte, das er schon kannte, es zu diesem Zeitpunkt aber hätte gar nicht entstehen können.

Es war das Knarren eines Deckels.

Und da gab es nur eine Möglichkeit.

Er drehte sich um.

Nein, es war keine Täuschung. Der Deckel war tatsächlich von innen her in die Höhe gedrückt worden. Ein Spalt war entstanden. Zwischen ihm und dem Deckel klemmte die blutbefleckte Hand des Toten…

***

Schauriger und schauerlicher hätte es niemand in Szene setzen können, als dieses Stück Wirklichkeit, das Suko da erlebte. Der Tote konnte sich bewegen, und was das bedeutete, stand fest.

Er war zu einem Zombie geworden, zu einer lebenden Leiche, die von den Kräften der Hölle angetrieben wurde, und in seinem Hirn vernahm Suko ein leises, hämisches Lachen.

Es klang sehr weit entfernt, doch bei Asmodis wußte man nie, ob er nicht doch irgendwo in der Nähe lauerte und alles unter seiner Kontrolle hatte.

Und der Deckel hob sich weiter. Seine alten Scharniere ächzten und entließen zahlreiche Rostteilchen, die wie feiner Schnee zu Boden rieselten. Suko war klar, daß der Tote sich unter dem Einfluß des Teufels befand. Und der machte mit ihm, was er wollte. Er konnte ihn manipulieren, er spielte nicht nur mit den Lebenden, sondern auch den Toten. Beide konnte er degradieren.

Der Hand war der Arm gefolgt, dann ein Stück Schulter, auch das von der Wunde geteilte Gesicht war zu sehen. Diese Gestalt hätte selbst bei ihrem Aussehen in der Geisterbahn noch andere in Schrecken versetzt, und als sich der Kopf unter dem hochgestellten Deckel drehte, da sah Suko die toten Augen auf sich gerichtet.

Yannah griff nicht ein.

Suko wußte auch nicht, wo sie sich aufhielt und ob sie überhaupt etwas gesehen hatte, er konzentrierte sich allein auf die Leiche und stellte sich natürlich die Frage, was sein »Freund« Asmodis damit alles bezweckte.

Wollte er ihn auf die Probe stellen?

Jetzt war der Deckel wieder offen. Er lehnte an der Wand und gab dem lebenden Toten Gelegenheit, den Sarg zu verlassen.

Und der tat dies.

Seine Bewegungen wirkten wie eingefroren. Er konnte sich nur langsam in die Höhe stemmen, sein Kopf bewegte sich dabei

pendelnd, der Mund stand offen, und über den Rand seiner Unterlippe lief saftartiger Schleim entlang.

Es war ein widerliches Bild, vor dem Suko zurückschreckte und nach hinten ging. Er wollte so viel Entfernung wie möglich zwischen sich und der lebenden Leiche bringen.

Sie stieg aus dem Sarg.

Jetzt bewegte sie sich schneller. Es kam Suko vor, als hätte sie erst die nötige Kraft sammeln müssen. Zudem konzentrierte sie sich auf ein Ziel.

Das war er!

Der Zombie kam. Mit seinem Riß am Körper wirkte er wie ein Zerrbild des Schreckens. Seine Füße schleiften über den Boden. Dieses Geräusch war eigentlich nicht zu überhören, es hätte auch Yannah aufmerksam machen müssen.

Die aber rührte sich nicht.

Suko suchte sie nicht, er kümmerte sich um den lebenden Leichnam und zeigte auch, daß er Angst hatte. »Hau ab!« zischte er dem Zombie zu. »Du bist tot, verdammt. Du kannst nicht mehr leben. Wer einmal tot ist, der bleibt es auch!« Bei jedem Wort war Suko einen Schritt zurückgegangen, und er streckte auch dabei seine Hände vor, als wollte er nach einer Waffe suchen, um den lebenden Leichnam damit zu stoppen.

Es gab nichts.

Der verdammte Keller war leer. Keine Axt, kein Schwert, keine Stange, mit denen man den lebenden Toten endgültig hätte zur Hölle schicken können.

Er ging jetzt schneller. Die Leichenstarre hatte er überwunden. Seine Arme bewegten sich pendelnd auf und nieder, unter seinen Füßen knirschte der Schmier.

Wie dünne Gaze hingen an bestimmten Stellen Spinnweben von der Decke. Sie streiften über das zerstörte Gesicht. Teilweise rissen sie und blieben an der Haut kleben.

Suko lief schneller. Der Zombie hatte noch Mühe mit dem Gleichgewicht. Er würde ihm immer entkommen können, wenn er die Treppe nahm, die Stufen hastig hochjagte und…

Da hörte er die Stimme.

»Keinen Schritt mehr, Suko!« Yannah hatte gesprochen.

Und Suko gehorchte. Er blieb stehen und rührte sich nur noch einmal, als er den Kopf drehte.

Sie stand nicht weit von der Treppe entfernt und behielt beide im Blick. Soweit Suko erkennen konnte, lag sogar ein kaltes und sehr sicheres Lächeln auf ihrem Gesicht. Ihre Augen funkelten. Sie schien sich auf den Kampf zu freuen.

Ein Ring rutschte in einem sehr langsamen Tempo an ihrem Arm

herab nach unten und wurde von den Fingern gehalten. Es war einer der größeren Ringe, und sie wog ihn für einen Moment in der rechten Hand, bevor sie sich leicht drehte.

Jetzt stand sie der lebenden Leiche in einer direkten Position gegenüber.

Er ging weiter.

Er ließ sich nicht beirren.

Er wollte die Menschen, er wollte ihr Fleisch, und er wollte ihren Tod.

»Gib acht, Suko!« sagte Yannah mit ruhiger Stimme, bevor sie den rechten Arm etwas vorstreckte und die Hand mit dem Ring leicht nach vorn und dann wieder zurückbewegte.

Im Licht der Deckenbeleuchtung schimmerte er an einigen Stellen auf, bis sie ihn schleuderte.

Sie warf ihn unwahrscheinlich geschickt. Zuerst wischte er waagerecht auf den lebenden Toten zu, dann aber stieg er an, so daß er die Höhe des Kopfes erreichte und für einen Moment so aussah, als hätte sich ein Heiligenschein gebildet.

Dann fiel er nach unten - und über den Schädel der lebenden Leiche hinweg.

Wie ein Collier legte er sich um seinen Hals. Der Zombie hatte seinen Vormarsch längst gestoppt, und auch jetzt gelang ihm kein weiterer Schritt mehr.

Er blieb stehen, als hätte ihn jemand gerammt.

Und er verging.

Suko hörte das Zischen und sah auch die Folgen mit den eigenen Augen. Der Ring war es, der den Hals der lebenden Leiche zerstörte. Er brannte sich hinein in die tote Haut. Er zerstörte sie nicht nur, er zersägte sie regelrecht, er brannte sie auseinander, und dann kippte der Schädel des Zombies nach links.

Den Halt hatte er verloren.

Mit einem harten Schlag landete er auf dem Boden. Der Körper fiel ebenfalls. Seinen Aufprall hörte Suko nicht, denn Yannah lachte laut auf. Sie freute sich über ihren Erfolg.

Mit lässigen Bewegungen kam sie auf den Jungen zu, legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Nun, was sagst du?«

Suko zuckte die Achseln. »Nichts«, quetschte er hervor. »Ich… ich kann nichts sagen. Ich bin einfach überwältigt. Ich komme da nicht mit, habe so etwas noch nicht gesehen.«

»Es ist aber wahr. Du hast dich nicht getäuscht.« Sie nahm ihre Hand von Sukos Schulter, ging zu dem Torso und hob ihren Ring wieder an. Über den hochgestellten Arm hinweg rutschte er zu den anderen.

»Was war das?« hauchte Suko.

»Meine Magie, meine Kraft. Ich habe dir doch gesagt, daß ich gut

bin.«
»Und auch daß du Feinde hast.«
»Richtig.«
»War dieser Leichnam ein Feind?«
»Sicher.«
Suko schüttelte den Kopf. »Wie konnte er denn leben? Oder war er gar nicht tot?«
»Doch, das war er schon. Nur hat ihn ein noch größerer Feind von mir wieder zum Leben erweckt.«
»Und wer ist das?«
»Ein Mächtiger im Reich des Bösen. Er hat viele Namen. Die meisten aber kennen ihn nur unter einem. Es ist der Teufel!«
Suko hatte es natürlich gewußt, doch er tat, als wäre er davon überrascht worden. Er trat einen Schritt zurück, erweckte den Anschein, als wollte er sich bekreuzigen, fing an zu zittern und ließ sogar die Zähne aufeinanderschlagen, so daß es sich anhörte, als hätte er Schüttelfrost bekommen.
Yannah amüsierte sich. Sie kannte die Reaktion. Es gab kaum einen Menschen, der dem Höllenherrscher keine Angst entgegenbrachte. Vor ihm fürchteten sich die meisten. Wer seinen Namen aussprach, der bekam das kalte Grausen.
»Warum denn?« hauchte Suko schließlich.
»Er versucht alles, um mich zu vernichten. Er setzt Tricks und Tücke ein. Er will mich einfach tot sehen, aber er schafft es nicht, auch wenn er sich noch so anstrengt. Ich bin einfach zu stark, verstehst du?«
Suko legte seine Hand gegen das Gesicht und ließ sie nach unten streifen. »Du… du… kannst ihm widerstehen?« hauchte er.
»So ist es.«
»Aber das ist nicht möglich? Wieso kann ein Mensch stärker als der Teufel sein?«
»Das will ich dir sagen. Oder nur andeuten.« Sie bewegte sich, und die Ringe schlugen gegeneinander. »Es liegt daran, einzig und allein an den Ringen. Sie geben mir die Macht. Sie besitzen ein gewaltiges Potential, sie sind es, die mich schützen. Und du hast gesehen, daß sie seine Kreaturen vernichten können. Die Ringe sind einfach meine Lebensversicherung.«
Suko nickte. »Das glaube ich jetzt auch. Fassen kann ich es nicht. Wie kommst du zu ihnen?«
Yannah starrte ihn an, bevor sie lachte. »Das ist eine lange Geschichte, die ich dir nicht erzählen werde. Zumindest jetzt noch nicht. Wie ich später darüber denken werde, bleibt abzuwarten.«
»Was heißt später?«
»Keine Ahnung. Jedenfalls bist du schon wieder zu einem Zeugen geworden.«

»Und werde bei dir bleiben müssen.«
»Korrekt.«
»Wobei der Teufel dann auf mich ebenfalls keine Rücksicht nehmen wird - oder?«
Sie hob die Augenbrauen. »Das kann durchaus passieren. Um sein Ziel zu erreichen, ist ihm jedes Mittel recht.«
»Ich muß mit meinem Tod rechnen!«
Sie überlegte sich die Antwort. »Das kann durchaus so sein.«
»Dann laß mich laufen!« bat er.
»Nein!«
Suko senkte den Kopf. Er schauspielerte seine Furcht nur. Ihm war klar, daß es für den Teufel nicht besser laufen konnte. Sein Plan war bisher aufgegangen. Er hatte dafür gesorgt, daß Suko in die unmittelbare Nähe dieser als unüberwindbar geltenden Person geriet. Der Satan war immer für hinterhältige Tricks und Kniffe gut. Hier hatte er ganz tief in die Trickkiste gegriffen, und das Mißtrauen ihm gegenüber war bei dieser Person gewichen.
Aber laufen lassen wollte sie ihn auch nicht. Hätte er an ihrer Stelle auch nicht getan, da er einfach zuviel wußte. Ihm war einiges über sie bekannt. Er hätte reden können, falsche Stellen hätten eine Auskunft erhalten und…
»Was ist los mit dir?« fragte sie.
»Nichts, Yannah, gar nichts. Ich will nicht sagen, daß ich vom Regen in die Traufe gekommen bin, aber ich fühlte mich doch nicht so frei.«
»Kann ich mir denken.«
»Und ich würde gern wissen, wie es dann weitergehen soll? Ich habe ja noch keine Ahnung…«
»Das mußt du mir überlassen.«
»Wohnst du auch hier?«
Die Weiße Hexe lächelte hintergründig. »Nein, hier ist nur mein Arbeitsplatz.«
»Du bist auf einem seltsamen Gebiet tätig, nicht?«
»Stimmt. Ich bin eine Magierin, eine Weiße Hexe, eine Wahrsagerin. Ich beschäftige mich mit Numerologie, und ich habe auch schon Horoskope erstellt.«
»Willst du das auch für mich…?«
»Für dich nicht. Wir werden verschwinden und so schnell nicht wieder herkommen. Ich muß leider auf meine Freunde verzichten, die immer zu mir gehalten haben. Zu viele von ihnen haben schon ihr Leben verloren. Das ist sehr traurig, aber der Teufel kennt keine Gnade. Deshalb werde ich woanders hingehen, nicht mehr in das alte Haus an der Seine. Ich habe noch ein anderes Quartier.«
»Hier in Paris?«
»Natürlich, Suko. Die Stadt ist groß genug.« Sie lächelte ihn an, als

sie vorging. Dann streckte sie ihren Arm aus und griff nach seiner Hand. »Komm, laß uns gehen.«

»Wohin denn?«

»Das wirst du sehen, Suko…«

***

Ich war also nach Paris geflogen, in die herrliche Stadt an der Seine, die mich mit einem nahezu sündigschönen Wetter begrüßte, denn über Paris lag ein strahlender herbstlicher Sonnenschein, der, alles in einen goldenen Glanz einhüllte.

Ehrlich gesagt, ich kam mir schon ziemlich verloren vor, als ich in dem Gewühl am Flughafen stand, und mußte meine Gedanken zunächst sortieren.

Meine Ankunft war avisiert worden. Ich hatte auch meine Waffen durch den Zoll bekommen, das lief alles glatt. Ich wollte aber keinen unmittelbaren Kontakt mit den französischen Kollegen aufnehmen und hoffte, daß dieser Bitte entsprochen wurde.

So ganz glaubte ich nicht daran und rechnete auch damit, daß man mich beobachtete.

Feststellen konnte ich nichts. Die Kollegen wären auch dumm gewesen, wenn sie sich hätten erwischen lassen. Außerdem herrschte soviel Trubel, daß man sie kaum würde entdecken können.

Selten eigentlich war ich einen Fall mit so wenigen Informationen angegangen. Ich wußte nur, daß Suko verschwunden war. Bin in Paris! Diese Nachricht hatte er mir hinterlassen, mehr nicht. Er hätte auch ebensogut in Berlin oder Rom sein können. Vielleicht war er gezwungen worden, eine falsche Spur zu legen, denn Asmodis traute ich jeden schmutzigen Trick zu.

Eines war sicher.

Ich hatte ein Hotelzimmer gebucht, wußte also, wo ich hingehen konnte.

Wie kam ich dorthin?

Taxi, Bahn oder Bus.

Ich konnte wählen. Das Taxi wäre sicherlich im Verkehr steckengeblieben. Zwei Stunden mußte ich mindestens rechnen. Es blieb mir im Prinzip nur eine Möglichkeit.

Ich nahm die Bahn.

Es gab einen direkten Anschluß an den Flughafen. Er lag unterirdisch, und ich begab mich dorthin.

Um in mein Hotel zu gelangen, mußte ich mitten in die City hineinfahren.

Ich hatte schnell buchen müssen und auch nicht auf den Preis zu achten brauchen. Deshalb wohnte ich in einem der fünf besten Hotels der Seine-Metropole, und die Übernachtung war sündhaft teuer.

Der Bau lag nicht weit vom Louvre und vom Eiffelturm entfernt, also mitten in der Szene der Touristen.

Auf die Idee, mit der Bahn zu fahren, waren auch andere gekommen. Dementsprechend voll wurden die Wagen, aber es gab keine Anmacher oder Rowdys.

Noch nicht…

Ich fand einen ziemlich günstigen Sitzplatz, von dem ich den Wagen überblicken konnte.

Natürlich hielt ich Ausschau nach einem Menschen, der mich unter Kontrolle hielt und von den französischen Kollegen abgestellt worden war. Aber da war nichts zu merken.

Wer hier mit mir zusammen den Wagen bevölkerte, gehörte zumeist zu den Geschäftsreisenden, die in Paris zu tun hatten und nicht gekommen waren, um sich großartig zu amüsieren.

Die Männer waren in der Überzahl. Und die Frauen sahen ebenfalls aus, als wären sie auf dem Karrieretrip. Zumindest was die Wahl ihrer Aktenkoffer anging, hatten sie sich den Männern ziemlich angeglichen. Und sie zeigten ebenfalls die sehr gespannten oder konzentrierten Gesichter, da sie sich bereits gedanklich mit den geschäftlichen Gründen beschäftigten, deretwegen sie in die Stadt an der Seine geflogen waren.

Ich fiel da mit meiner lockeren Kleidung ziemlich aus dem Rahmen, aber ich war eben kein Manager und freute mich auch darüber.

Wir schaukelten der Metropole entgegen.

Es war schon toll, von der Bahn aus gegen das gewaltige Meer aus alten und neuen Häusern zu schauen. Je mehr wir uns der Innenstadt näherten, um so älter wurden die Bauten. Die gewaltigen Wohnsilos befanden sich in den Vorstädten.

Und natürlich sah ich den Eiffelturm, dessen schmale Spitze in den herbstlich klaren Sonnenhimmel stach.

Es war ein tolles Bild, wie geschaffen für eine Postkarte. Ich spürte bereits dieses rastlose Leben, für das Paris eben typisch war.

Mir gegenüber saß ein Mann im grauen Anzug. Hin und wieder schaute er mich aus seinen dunklen Schlupfaugen an. Mal schneuzte er seine Nase, dann schaute er auf die Schuhe. Als er eine Zeitung hervorholte, war es eine in deutscher Sprache.

Den hatte man wohl nicht auf mich angesetzt.

Hin und wieder stiegen Fahrgäste aus, einige wieder zu, und ich mußte durch bis in die Nähe des Louvre fahren.

Als ich dann ausstieg, hatte sich noch nichts geändert. Ich war ebenso schlau wie zuvor und dachte auch daran, daß meine Chancen, Suko zu finden, beileibe nicht gestiegen waren.

Irgendwo war es schon verrückt gewesen, nach Paris zu fahren und auf ein Wunder zu hoffen. Eine andere Chance gab es ja nicht, es sei

denn, ich schaltete die Kollegen offiziell ein, daß sie eine Fahndung nach Suko ausschrieben, was allerdings kaum etwas bringen würde, denn es gab einfach zu viele Menschen in dieser Stadt. Und die Asiaten bildeten nicht eben eine kleine Gruppe.

Bis zum Hotel war es zwar nicht mehr weit, aber man hätte mich in einem derartigen Laden schon dumm angesehen, wenn ich plötzlich zu Fuß dort erschienen wäre.

Deshalb winkte ich mir ein Taxi herbei. Ich versank fast im Sitz des alten Renault. Der Fahrer, ein Nordafrikaner, grinste mich an. »Zum erstenmal in Paris?«

»Bestimmt nicht.«

Er lachte und zeigte drei Goldzähne. Ich hoffte darauf, ihn so geschickt zu haben, daß er keine großen Umwege fuhr. In der Tat waren wir relativ schnell da, und ich hatte wieder einmal über den Pariser Autoverkehr nur den Kopf schütteln können.

Es ist nahezu unmöglich, diese Stadt zu erobern. Und trotzdem ist sie die Besucherstadt par excellence. Da vereinigten sich architektonische Schönheit, verbunden mit einer oft bewunderten Eleganz, und hinzu kommt das mitreißende Ambiente.

Zwanzig Arrondissements gibt es, die von den gewaltigen Ringautobahnen umschlossen sind. Dieser innere Zirkel bildete ein kompaktes Ensemble. Nahtlos schließen sich die einzelnen Quartiere aneinander, es gibt keine Trennungen. Das Herz dieser Stadt ist einfach super, und man sollte es wirklich zu Fuß erobern.

Das alles schoß mir wieder durch den Kopf, als ich die kurze Strecke fuhr.

Vor dem Hotel war Platz genug. Man hielt es in diesem Fünf-Sterne-Kasten eben frei.

Man riß mir die Tür auf, ich zahlte, man kümmerte sich um mein Gepäck, ich checkte in der prächtigen Galle ein und brauchte mich um nichts mehr zu kümmern.

Das Zimmer war wunderschön. Es gestattete einen Blick auf den Innenhof, in den das klare Licht der Oktobersonne hineinflutete, und der im Sommer als Frühstücksort diente.

Ich fühlte mich wohl.

Der Gedanke an Suko jedoch kehrte immer wieder schnell zurück, so daß ich dann mehr an meinen Job dachte.

Was war zu tun?

Nachdem ich das Wichtigste ausgepackt hatte, verließ ich den Raum und begab mich in die Hotelbar.

Auch an diesem Mittag war sie nicht leer, es wurde auch bedient. Ich nahm an der Bar Platz und bestellte mir einen Kaffee. Er wurde noch richtig gebrüht. Ich schaute zu, wie das braune Wasser durch den Filter in die Tasse lief, und allmählich überkam mich ein Gefühl der

Entspannung. Als ich zufällig in Richtung Tür schaute, stand dort eine elegante, dunkelhaarige Frau im engen, weinroten Kostüm, dessen Rock über dem Knie endete. Unter der Jacke trug die Frau ein Top aus schwarzer Spitze.

Sie schaute sich um, zögerte etwas und ging dann wieder, als ihr Blick auch mich gestreift hatte.

Der Keeper schob mir meinen Kaffee zu. Ich bedankte mich und trank ihn in kleinen Schlucken, denn er war heiß, und er schmeckte anders als der Kaffee meiner Sekretärin, aber er schmeckte nicht schlecht, wie ich feststellen mußte.

Dann trat jemand an die Bar. Der Mann trug einen dunklen Anzug mit breiten Nadelstreifen. Er schaute mich kurz an und nahm zwei Hocker weiter Platz. Sein Haar sah aus wie gebleicht. Er hatte es wellig nach hinten gekämmt.

Er bestellte einen Pastis und griff nach seinen Zigaretten. Ich beachtete ihn kaum, bis zu dem Augenblick, als ich sah, wie er sich selbst Feuer gab.

Eine grüne Flamme zuckte über seine Daumenspitze hinweg, und als er die tanzende Spitze gegen seine Zigarette hielt, da fing sie nicht an zu glimmen.

Natürlich hatte mich diese kleine Demonstration aufmerksam werden lassen, ich drehte mich nach rechts.

Der Mann lächelte mir ins Gesicht. Für einen Moment veränderte sich die Farbe seiner Augen. Sie glühten plötzlich in einem grellen Höllenrot, und da wußte ich endgültig Bescheid.

Ich hatte Besuch vom Teufel bekommen.

Wieder einmal zeigte er sich in einer seiner zahlreichen Verkleidungen, gab sich sehr lässig, aber die Demonstration hatte mir bewiesen, daß er am Ball war. Sukos Hinweis schien doch keine Falle gewesen zu sein.

Er nickte mir zu.

»Asmodis«, sagte ich nur.

Er bekam seinen Pastis und lächelte bösartig und gleichzeitig auch triumphierend.

»Was willst du?«

»Komm einen Hocker näher.«

Den Gefallen tat ich ihm. Er trank inzwischen den ersten Schluck. Die Zigarette zündete er nicht an.

Er zerkrümelte sie zwischen seinen Fingern und ließ die Reste im Ascher verschwinden.

»Du suchst ihn, nicht?«

»Ist das eine Frage? Ist das ein Wunder?«

»Nein, John.« Er lachte leicht röhrend. »Ich weiß ja, wie du an deinem Partner hängst und wie du darunter leidest, daß er nicht mehr

so ist wie früher.«
»Was du zu verantworten hast.«
»Darüber willst du bestimmt nicht mit mir reden - oder?«
»Nein. Ich wollte es nur noch einmal wiederholen, damit die Fronten klar sind.«
Er schaute versonnen gegen die blanken Flaschen hinter der Bar. »Die Fronten zwischen uns sind doch längst klar. Du willst nicht auf meine Seite, und ich möchte dich gern tot oder in meinen Diensten sehen. Das geht nun schon seit Jahren so.«
»Bist du gekommen, um mir das aufzuzählen?«
»Eigentlich nicht. Es war nur eine Feststellung. Tatsache ist auch, daß ich deinen kleinen Freund habe. Daß nur ich in der Lage bin, ihn von seinem Zustand zu befreien. Daß dich diese Tatsache beinahe verrückt macht, steht auch fest.«
»Weiter.«
Er trank wieder. »Warum denn? Was soll ich dir noch alles sagen? Es stimmt doch.«
»Du hast einen Plan, Asmodis.«
»Den habe ich.«
»Was läuft hier in Paris ab?«
Er bewegte sich völlig normal, hob die Schultern und rutschte auf dem Sitz hin und her. »Ein Spiel, Sinclair. Ein gefährliches Spiel, das dich eigentlich nichts angeht. Ich will ehrlich sein, ich hätte dich nicht so schnell in Paris erwartet. Da muß etwas nicht in meinem Sinne gelaufen sein, finde ich.«
»Möglich.«
»Er ist hier!«
Ich grinste schief. »Muß ich noch nachfragen, wen du meinst? Es kann sich nur um Suko handeln.«
»Das stimmt.«
»Ich glaube kaum, daß du ihn in diese Stadt geschleppt hast, damit er eine Besichtigung macht.«
»Da hast du recht.«
»Was soll er also hier?«
»Das ist einfach zu beantworten.« Er nahm wieder einen Schluck und leckte anschließend über seine blassen Lippen. Ich spürte derweil die Wärme meines Kreuzes auf der Brust. Der Talisman reagierte sehr genau auf die Anwesenheit des Teufels.
»Willst du es mir nicht sagen, Asmodis?«
»Doch, gern, deshalb bin ich ja hier. Ich wollte dich nur seelisch darauf vorbereiten.«
»Danke, aber das ist kaum nötig.«
Asmodis hob die Schultern. »Ich habe ihn hergeholt, damit er mir einen Gefallen tut.«

»Ha, ha.« Mein Lachen klang irgendwo schadenfroh. »Dir soll er einen Gefallen tun? Ausgerechnet derjenigen Person, die sich für seinen Zustand verantwortlich zeigt?«

»So ist es!«

»Darf ich denn erfahren, um welch einen Gefallen es sich dabei handelt?«

»Wenn du willst.«

»Ich kann ja gehen…«

»Nein, nein, Geisterjäger, du kannst bleiben. Ich bin kein Unmensch, auch deinem Freund gegenüber nicht. Er bekommt seine Chance, das kannst du mir glauben.«

»Wenn ich das richtig interpretiere, würdest du dafür sorgen, daß er seine alte Gestalt zurückbekommt.«

»Ja!« Fast jubelnd hatte der Teufel dieses eine Wort ausgesprochen. In seinen Augen sah ich einen höllischen Glanz, er grinste breit und nickte mir zu.

Diesmal brauchte ich eine gewisse Zeit, um darüber hinwegzukommen. Ich trank den Kaffee in kleinen Schlucken, räusperte mich noch und wiegte den Kopf.

»Glaubst du mir nicht?«

»Ich bin zumindest überrascht. Vermute aber gleichzeitig einen gewissen Pferdefuß.«

»Warum?«

»Dir kann niemand trauen, Asmodis. Das weißt du doch selbst. Oder nicht?«

»Daß ich es anders sehe, ist natürlich klar. Aber es bleibt dabei. Ich habe vor, deinem Freund Suko wieder die alte Gestalt zurückzugeben. Und zwar sehr schnell.«

»Das ehrt dich aber«, bemerkte ich spöttisch.

»Ganz so einfach ist es natürlich nicht«, sagte der Teufel. Er rieb seine Hände so hart gegeneinander, daß zwischen den Flächen Funken und Rauch entstand.

»Jetzt kommt der Pferdefuß.«

Er grinste nur. »Suko muß mir einen kleinen Gefallen tun. Er soll eine gewisse Person aus dem Weg räumen, die mich zu sehr gestört hat. Wenn er das schafft, bekommt er seine alte Gestalt wieder zurück. So lautet das Geschäft.«

Ich dachte kurz über das Gehörte nach. »Du hast doch aus dem Weg räumen gesagt - oder?«

»So ist es.«

»Ich habe dafür einen anderen Begriff. Ich nenne es Mord. Liege ich da so falsch?«

»Nein, nicht aus deiner Sicht.«

»Und wen soll er töten?«

Asmodis wiegte den Kopf. »Das ist nicht einfach zu sagen. Jedenfalls eine Person, die mir im Weg steht.«

»Daß sie nicht dein Freund ist, habe ich mir schon gedacht. Ich will den Namen wissen.«

»Der würde dir nichts sagen.«

»Ich will ihn trotzdem haben.«

Asmodis stützte einen Ellbogen auf den blankpolierten Handlauf, drängte sein Kinn gegen die Handfläche und runzelte die Stirn. »Bist du überhaupt in der Lage, Bedingungen zu stellen, Sinclair? Bin ich es nicht, der bestimmt, wo es langgeht?«

»Nein«, erwiderte ich und schaute in sein überraschtes Gesicht. »Dazu fehlt dir einfach die Sicherheit. Du wirst bei mir kaum Bedingungen stellen können. Ich habe eher das Gefühl, daß man dich in die Defensive gedrängt hat, und das wird dir wohl nicht passen, nehme ich an. Aber das ist nicht mein Problem.«

»Es könnte dazu werden.«

»Dann drücke dich genauer aus. Es klingt einfach lächerlich, daß du dich auf ein Kind verläßt, um zu deinem Ziel zu gelangen. Der große Asmodis verläßt sich auf ein Kind. Das ist einfach zum Lachen. Wenn sich das in deiner Welt herumspricht, wirst du einiges an Reputation verlieren. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ach ja?«

»Ich gehe davon aus. Du kannst zwar neben mir eine große Klappe riskieren, aber trotzdem hat dich jemand in Bedrängnis gebracht. Ich weiß nicht, wer es ist, aber ich gebe zu, daß mir diese Person inzwischen sympathisch geworden ist.«

»Hör auf!«

»Es ärgert dich!«

Er funkelte mich an. Und plötzlich sahen seine Augen wieder aus wie rote Laternen. Ich hatte ihn gereizt, was durchaus gefährlich werden konnte. Nicht für mich, ich wurde durch mein Kreuz vor ihm geschützt. Aber in seiner Wut konnte er Unschuldige verletzen. Niemand legte für den Teufel die Hand ins Feuer, ich erst recht nicht.

Das Glühen verlosch. Er beruhigte sich wieder, aber seine Stimme klang wie ein böses Zischen, als er sagte: »Du irrst dich, Sinclair. Du irrst dich so gewaltig. Du denkst nicht mehr an deinen kleinen Freund und Partner, der ein Kind ist. Und das ist arrogant und gefährlich, finde ich.«

»Ich glaube kaum, daß du Suko töten willst. Du brauchst ihn, Asmodis, ja, du brauchst ihn. Ich, und das gebe ich gern zu, rätsele allerdings daran herum, wer diese Person ist, die selbst dir Paroli bietet. Sie muß sehr mächtig sein.«

»Macht ist relativ, Sinclair, das weißt du.«

»In diesem Falle für dich nicht. Du kommst an diese Person nicht

heran. Was macht sie denn so mächtig, daß sie zwar von einem Menschen aus dem Weg geräumt werden kann, aber nicht vom Teufel persönlich. Irgend etwas ist doch da faul.«

»Ich werde es dir nicht sagen.«

»Auch nicht den Namen?«

»Nein.«

»Das ist sehr schade, denn ich hatte mir vorhin überlegt, ob ich dir nicht helfen soll.«

»Wie meinst du das denn?«

Er hob die Schultern und breitete gleichzeitig die Arme aus. »Ganz einfach. Du läßt Suko in Ruhe und setzt mich statt dessen ein. Wir tauschen einfach.«

Der Teufel grinste breitmaulig. »Hört sich gut an.«

»Ist auch gut.«

»Aber nicht für mich, Sinclair. Ich paktiere doch nicht mit dir und lasse mich auch nicht von dir reinlegen. Nein, das kommt nicht in Frage. Du würdest nie ehrlich spielen.«

»So ehrlich wie du, Asmodis.«

Da sagte er nichts, denn er kannte sich selbst gut genug. Ehrlichkeit kam in seinem Sprachschatz eigentlich nicht vor. Und wenn, dann richtete sie sich allein gegen Schwarzblütler, die in seinen Diensten standen. Ansonsten versuchte er, die Menschen hereinzulegen, und auch bei mir würde er nicht von diesem Weg abweichen.

»Versuche es trotzdem.«

»Suko hat die besseren Chancen, Sinclair. Er ist bereits an der Person. Er ist ihr hautnahe, wenn du verstehst.«

»Nicht direkt.«

»Er braucht nur zuzugreifen. Er kann hingehen und ihr die Kehle durchschneiden.«

»Dann wirst du dein Versprechen einhalten.«

»So ist es.«

»Glaubt Suko tatsächlich daran?«

Er fragte zurück. »Hat er denn eine andere Chance, Geisterjäger?«

Ich wiegte den Kopf. »Im Prinzip kaum. Ich kenne dich ja, Asmodis. Du wirst deine Pläne sehr genau durchdacht haben, das stimmt schon. Suko leidet unter einem Zustand, wie du dir vorstellen kannst. Er würde durchdrehen, er würde…«

»Deshalb wird er sie töten.«

Wir schauten uns in die Augen. Ich las in seinen nichts, obgleich ich mit einer gewissen Tücke und Hinterlist gerechnet hätte. Sie blieben ohne Ausdruck. Nur seine Lippen hatten sich zu einem spöttischen Lächeln verzogen.

»Ist es Suko das wert?« fragte ich. »Ist überhaupt etwas einen Mord wert?«

Der Teufel lachte so laut, daß er dabei auffiel. »So kann nur jemand reden wie du, Sinclair. Du spielst hier wieder den Moralapostel, aber hier geht es um ganz andere Dinge. Du überblickst sie nicht, du bist am unteren Ende der Fahnenstange. Du hast selbst von seinen Leiden gesprochen, von der seelischen Qual. Glaubst du nicht, daß er die endlich mal los sein möchte?«

»Weiß ich nicht.«

»Bestimmt. Und deshalb wird er diese Person auch umbringen. Er hat ihr Vertrauen. Er ist bei ihr, sie kann nicht anders, als ihn zu behalten, denn dafür habe ich gesorgt. Ich glaube fest daran, daß er sie an diesem Abend noch vernichten wird. Einen Schnitt durch die Kehle, mein Lieber. Einmal ›sssstttt‹, dann ist die Sache erledigt.«

»Und du wirst ihm seine alte Gestalt aus Dankbarkeit wieder zurückgeben.«

»Das habe ich versprochen.«

Ich holte meine Zigaretten hervor. Die mit einem Feuerzeug bestückte Hand des Keepers erschien und reichte mir Feuer. Ich nickte ihm dankend zu, ließ den Rauch nach dem ersten Zug durch die Nasenlöcher strömen und schüttelte den Kopf. »Du kannst versprechen, was du willst, Asmodis, ich traue dir nicht. Ich glaube einfach nicht daran, daß du Suko wieder zu dem machen wirst, der er einmal gewesen ist. Du würdest dir dabei ins eigene Fleisch schneiden, denn so hättest du wieder einen Gegner mehr. Suko ist zwar jetzt nicht dein Freund, doch durch die Veränderung kannst du ihn besser kontrollieren. Das solltest du auf keinen Fall vergessen, Asmodis.«

»Wenn du das so siehst, kann ich nichts daran ändern, Geisterjäger.«

Ich wollte nicht, daß unser Gespräch beendet wurde, ohne daß es etwas gebracht hatte. »Moment mal, mein Vorschlag steht noch immer. Daran solltest du denken.«

»Willst *du* die Person töten?«

»Ich würde mich zumindest näher mit diesem Gedanken beschäftigen. Wenn sie schwarzmagisch ist, dann…«

»Das ist sie nicht.«

»Wie bitte?« Ich war überrascht, denn ich ahnte die Antwort des Teufels schon im voraus.

»Sie ist ein Mensch!«

Beinahe hätte ich gelacht. »Das kann doch nicht stimmen. Sie… sie ist nur ein Mensch?«

»Ja.«

»Und dann hast du Angst davor, sie zu vernichten? Hast du nachgelassen? Sind dir jetzt schon die Menschen über?«

Die Sätze paßten ihm nicht. Vor Wut bekam sein Gesicht eine andere Farbe. Es lief rot an. Zwischen der zur Faust geballten rechten Hand glühte es ebenfalls.

Ich befürchtete schon, daß er auffallen würde, zum Glück riß er sich wieder zusammen. »So wie du kann nur jemand reden, der keine Ahnung hat.«

»Dann kläre mich auf.«

»Nein.«

Allmählich wurde ich sauer, aber ich gab nicht auf. »Hör genau zu, Asmodis. Wenn es ein Mensch ist, gegen den selbst du nicht ankommen kannst, dann wird es einem Kind wie Suko auch nicht möglich sein. Dann hast du dich für die falsche Person entschieden.«

Er bewegte seine Stirn und produzierte Falten auf die dünne Haut. »Aber du kommst dagegen an, nicht?«

»Ja, warum nicht?«

Er funkelte mich an. »Und du bist bereit, einen Menschen zu töten? Du würdest als Polizist über die Brücke gehen? Das glaube ich nicht, die ist mir zu brüchig.«

»Teste es. Schließlich kommt es darauf an, wer der Mensch ist und wieviel Unheil er bringen kann. Dann könnte ich möglicherweise über diese Brücke gehen, wie du so schön gesagt hast.«

Er bewegte sich unruhig. Hatte ich ihn überzeugt? Ich wollte daran nicht glauben, andererseits machte er doch einen sehr nachdenklichen Eindruck und überlegte.

»Nun?«

»Ich traue dir nicht, Geisterjäger, du traust mir nicht. Das steht schon einmal fest.«

»Richtig.«

»Andererseits aber könntest du tatsächlich über diese Brücke gehen. Die ist zwar kein Dämon, aber die arbeitet mit magischen Mitteln. Sie will ebenfalls eine gewisse Macht. Zudem ist sie eine Frau, die an gewisse Dinge herangekommen ist.«

»Oh, das ist neu.«

»Ja, sie nennt sich selbst eine Weiße Hexe. Eine, die angeblich gut ist.« Er lachte knarrend. »Aber wer ist schon als Hexe gut?«

»Da hast du sicher recht.«

»Sie wird dich als Feind ansehen, wenn du ihr gegenüberstehst.«

Ich hob die Schultern.

»Sie wird dich wahrscheinlich töten wollen.«

»Das Risiko muß ich eingehen.«

»Sie wird dann auch Suko vernichten wollen.«

»Es könnte dir doch recht sein. Da hast du zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.«

»Du pokerst sehr hoch.«

»Weiß ich.«

»Du könntest auch verlieren.«

»Das ist mein Risiko.«

In den Augen des Teufels funkelte es. Ich ahnte, daß er schon jetzt an einem raffinierten Plan bastelte, den er mir auf keinen Fall preisgeben würde.

Ich wollte ihn auch nicht danach fragen. Für mich zählte einzig und allein, daß ich Suko fand. Da er nichts sagte, sprach ich. »Außerdem wundert es mich, daß du dich zu mir an die Bar gesetzt hast. Hast du innerlich damit gerechnet oder vielleicht gehofft, daß ich mich auf deine Seite stellen könnte? Sonst wäre es doch bestimmt nicht zu diesem Zusammentreffen gekommen.«

»Nicht direkt…«

»Warum hast du es dann getan?«

Er winkte ab. »Das sind Dinge, die dich nichts angehen. Ich gebe allerdings zu, daß unsere Unterhaltung anders verlief, als ich es mir vorgestellt habe.«

»Wie schön. Wir schließen also einen gewissen Pakt. Du auf der einen, ich auf der anderen Seite.«

»Ja, einen Waffenstillstand.«

»Soll mir auch recht sein. Nur weiß ich einfach zu wenig. Ich möchte von dir noch einige Informationen haben, wie und wo ich ansetzen kann. Das mußt du mir zugestehen.«

Er leerte sein Glas. »Wenn ich dir nur trauen könnte, Geisterjäger.«

Ich lachte leise. »Du traust mir ebenso, wie ich dir traue. Einigen wir uns darauf?«

»Es fällt mir schwer.«

»Mir ebenfalls, das kannst du glauben.«

Er wand sich noch, wollte an der Sache entlangreden, aber ich ließ nicht locker.

Dann nickte er. »Gut, Geisterjäger, ich werde dir einige Informationen zukommen lassen.«

Innerlich atmete ich auf, denn sein letzter Satz hatte sich endgültig angehört. Dann war die Zeit hier an der Bar doch nicht umsonst gewesen. Ich spitzte meine Ohren.

Asmodis kam nicht direkt zur Sache. Er umschrieb viele Dinge, ich mußte nachfragen und bekam dann gesagt, daß sie gar nicht zu übersehen sei, allein wegen ihrer Haare.

»Wie sehen sie aus?«

»Feuerrot.«

»Eine Punkerin?«

»So ähnlich.«

»Und wo genau lebt sie?«

Asmodis kicherte schrill und böse. »Sie hat sich von ihrer Clique getrennt. Sie treibt sich in Montmartre herum. Frag nach Yannah. Man wird dir Auskunft geben.«

»Das hoffe ich doch.«

Asmodis lächelte. »Noch einen Rat«, sagte er. »Sei vorsichtig. In den Vierteln gärt es.«
»Aufstände?«
»Kann man nicht direkt sagen. Aber es gibt Menschen, die viele Freunde haben.«
»Und dazu gehört Yannah.«
»Das ist möglich«, flüsterte er, rutschte vom Hocker, schaute mich an, und über sein Gesicht schob sich ein zweites.
Er konnte es nicht lassen, mir die Fratze des Teufels zu zeigen. Dieses dreieckige widerliche Etwas, das ebenso plötzlich vor meinen Augen verschwand wie er selbst.
Weg war er.
Zurück blieb stinkender Rauch, der wie eine Schwefelgasfahne die Umwelt verpestete.
Der Keeper hatte große Augen bekommen und traute sich kaum näher an mich heran. Er blieb auch in einer respektvollen Entfernung hinter der Bar stehen. »Monsieur«, flüsterte er, »Monsieur, bitte… darf es denn alles wahr sein?«
»Was meinen Sie damit?«
Er deutete auf den leeren Platz. »Pardon, aber hat da nicht jemand gesessen?«
»Stimmt.«
»Dann sah ich ihn…«, er strich über das dunkle, sehr kurz geschnittene Haar. »Aber er ist verschwunden. Auf einmal, wissen Sie? Ich habe ihn nicht gehen sehen. Als hätte er sich in Luft aufgelöst.«
»Sie sagen es. Das kann stimmen. Er kann sich sehr wohl in Luft aufgelöst haben.«
Der Keeper schloß die Augen. In einem weniger vornehmen Hotel hätte er mich möglicherweise für verrückt eingestuft, hier aber hielt er den Mund. Ich sah nur, wie er sich heimlich bekreuzigte und von El Diable sprach.
Die Zeche übernahm ich. Es kam tatsächlich zum erstenmal in meinem Leben vor, daß ich eine Barrechnung für meinen Erzfeind, den Teufel, beglich.
Es gibt eben immer wieder Überraschungen…

***

Die Metro hatte mich hingebracht, und ich befand mich in einem weltbekannten Viertel, das Montmartre hieß.
Ein Gelände mit Höhen und Tiefen, das jedoch von einem gewaltigen Bauwerk überstrahlt wurde.
Der Kirche Sacre Coeur.
Dieser Dom, dieses Bauwerk auf dem Hügel, sah wunderbar aus. Vor allen Dingen jetzt, als die Kuppeln vom hellen Licht der Oktobersonne

angestrahlt wurden. Sie anzuschauen, glich einem Ereignis. Für manchen Menschen erfüllte sich da ein Traum.

Ich erinnerte mich daran, daß der Teufel mal versucht hatte, hier auf dem Hügel ein Zeichen zu setzen und daß ich gemeinsam mit Jane Collins damals den Totensturm der Geisterfrau erlebt hatte, einer bösen Dämonin, die der Templer-Magie entstammte und den falschen Weg eingeschlagen hatte.

Nun war ich wieder da.

Abermals ging es um den Teufel, und wiederum spielte eine Frau die Hauptrolle.

Yannah hieß sie.

Wer war sie?

Asmodis hatte Furcht vor ihr gezeigt. Furcht vor einem Menschen, was bei ihm wirklich die Ausnahme war. Diese Yannah mußte demnach über Kräfte und Waffen verfügen, die auch ich gern gehabt hätte.

Ich hatte auf der Fahrt hierher versucht, mir einen Plan zurechtzulegen, was mir leider nicht gelungen war. Es spielten einfach zu viele unbekannte Größen eine Rolle, und dazu zählte ich auch die doch fremde Umgebung des Viertels.

Reiseunternehmen führen die Kunden mindestens zweimal ins 18. Arrondissement, wo man Montmartre findet. Es ist eben auch heute noch das alte Künstlerviertel um Sacre Coeur. Dazu gehörten auch die Touristenmaler am Place du Tertre, und dazu gehörte abends das heiße Pflaster von Pigalle.

Daran hatte ich kein Interesse, auch nicht an den zahlreichen Sex-Shops, Peep-Shows, Porno-Bars und Strip-Lokalen, die sich am Rande des 18. Arrondissements entlangzogen und sich auf dem Boulevard Rochechouart und dem Boulevard de Clichy verteilten.

Ich wollte Yannah. Zumindest mußte es mir gelingen, eine Spur von ihr zu finden, denn eine Frau wie sie fiel selbst hier in Montmartre auf. Ich ging natürlich nicht davon aus, daß sie mich mit offenen Armen empfangen würde, ich mußte versuchen, so etwas wie ein Vertrauen zu finden.

Auch Ende Oktober war Paris und besonders Montmartre nicht leer. Reiseunternehmen aus ganz Europa boten günstige Fahrten an, und durch die engen Straßen quälten sich die Busse bis hin zu den ebenfalls engen Parkplätzen. Wer hier zum erstenmal als Fahrer seinen Weg suchte, der hatte anschließend einige Kilo verloren.

Die Pariser selbst nahmen es gelassen. Sie lassen sich durch den Trubel nicht stören. Wahrscheinlich denken sie daran, daß die Touristen auch Geld in den zahlreichen Bistros, kleinen Restaurants und Kneipen lassen.

Ich hatte Pigalle erreicht und blieb vor einem grell angeleuchteten

Dessous Shop stehen. Das Licht strahlte von innen her gegen die einzelnen ausgestellten Stücke, und einige Gaffer aus der Provinz konnten sich einfach nicht sattsehen.

Ich rauchte eine Zigarette und überlegte, wie ich am besten vorgehen sollte.

Man kann Montmartre erobern, in dem man zu Fuß geht. Und das hatte ich vor. Ich wollte in diese Gassen und mich in den Lokalen umsehen, wo es noch Einheimische gab, die mir wohl auch etwas über Yannah sagen konnten.

Also weg von Pigalle.

Es war nicht schwer, in die kleinen, engen Straßen einzutauchen, und dort öffnete sich mir die bunte Vielfalt aller Rassen und Hautfarben.

Nord- und Schwarzafrikaner lebten hier ebenso wie Asiaten. Und die Leute aus Togo, Niger oder von der Elfenbeinküste dachten gar nicht daran, auf ihre einheimische Kleidung zu verzichten. Sie trugen die für mich ungewöhnlichen Gewänder sogar mit einem großen Stolz. Es war eine Farbenpracht, die mich beeindruckte.

Ich »roch« das Leben.

Das strömte aus zahlreichen kleinen Restaurants hervor. Es waren die unterschiedlichsten Aromen und Düfte, jede Nation kochte anders.

Wußte man hier über Yannah Bescheid?

Ich war bald ziemlich durcheinander, spazierte durch die schmalen Straßen und konnte mich nicht entscheiden, wohin ich denn nun gehen sollte.

Yannah war Französin. Wahrscheinlich erfuhr ich auch mehr über sie in einem Bistro, wo sich die Pariser selbst trafen.

Auch da war die Auswahl schwer.

Ich entdeckte kleine und größere Bistros. Die meisten waren gut besucht, ich hörte Musik, ich hörte Stimmen, ich sah irre Mädchen, die schrill gekleidet waren und war mir plötzlich nicht mehr sicher, ob Yannah zwischen ihnen so auffallen würde.

Für ein Bistro mußte ich mich schließlich entscheiden. Obwohl ich schon öfter in Paris gewesen war, dauerte es seine Zeit, bis ich mich an diese Stadt gewöhnt hatte.

Das Bistro lag nicht allzu weit vom Boulevard de Clichy entfernt und damit auch nicht von Le Moulin Rouge, der weltbekannten und legendären Mühle mitten in Paris, in der kurz vor der-Jahrhundertwende der »French Cancan« Premiere hatte.

Ich hatte kurz einen Blick hingeworfen und die zahlreichen Japaner vor dem Eingang stehen sehen, die allesamt nur eines taten.

Sie fotografierten.

Sie verstopften den Eingang ebenso wie die Reisebusse die Straße. Da war schon jetzt kaum ein Durchkommen. Mir fiel ein, daß wir Freitag hatten, am Wochenende würde es noch schlimmer sein.

Ich ließ den Metro-Ausgang Blanche seitlich liegen und tauchte in die schmale Gasse ein, die ich mir als Ziel ausgesucht hatte. Das Bistro hieß Chez Luisette, und Luisette war gleichzeitig die Wirtin oder Besitzerin. Sie konnte man nicht übersehen.

Die Italiener hätten sie wahrscheinlich als *grande mama* bezeichnet, ich hatte mir einen anderen Ausdruck zurechtgelegt, als ich sie erhöht hinter der Theke in einem alten Lehnstuhl sitzen sah, die Zigarette in der linken und das Glas mit dem Roten in der rechten Hand. So dirigierte sie ihr Personal und sprach dabei noch mit den zahlreichen Gästen, die sich um die halbrunde Theke versammelt hatten.

Nicht weit davon entfernt hielten sich auf einem Podium drei Musiker auf. Einer spielte Akkordeon, der andere Geige, der dritte gab sich mit einer Flöte zufrieden.

Es war eine tolle, eine friedliche Atmosphäre. Eigentlich hätte ich mich wohl fühlen können. Daß es trotzdem nicht geschah, lag nicht an der Situation, sondern an meinem Gefühl.

Ich hatte den Eindruck, unter einer gewissen Kontrolle zu stehen. Wer mich da nicht aus den Augen ließ, wußte ich natürlich nicht, aber ich war so frei und gab einen bestimmten Tip ab.

Ich dachte an den Teufel!

Wir hatten zwar so etwas wie einen Pakt geschlossen, doch es lag auf der Hand, daß wir einander mißtrauten. Ich sollte dabei helfen, für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und er würde sicherlich versuchen, mich reinzulegen.

Umgekehrt war es auch so. Ich dachte nicht daran, diese Frau zu töten. Damit mußte der Teufel, der mich gut kannte, auch rechnen. Daß er trotzdem das Risiko eines Pakts eingegangen war, ließ darauf schließen, daß er mich ebenfalls noch reinlegen wollte.

Da spielte der eine gegen den anderen, und alles noch mit verdeckten Karten.

Als ich meine Schritte auf den mit Sägespänen bedeckten Holzboden setzte, drehte ich mich um.

Es war nichts zu sehen.

Auf der Straße herrschte der normale Trubel, und wenn ein Auto durch die Gasse rollte, fuhr es im Schrittempo.

Aber der Teufel kannte genügend Tricks und Schliche, um sich so raffiniert im Hintergrund zu halten, daß er auch von zehn Augen nicht entdeckt werden konnte.

Im Bistro war es warm.

Luisette lachte laut und breit. Sie hatte ihre Lippen grellrot geschminkt. Die ursprüngliche Farbe ihrer Haare war nicht mehr zu erkennen, weil sie von blassen, violetten Strähnen durchzogen wurde.

Einige dunkle Kringel fielen ihr in die breite Stirn. Sie trug ein buntes Kleid und den weißen Hals mit Modeschmuck behängt.

Zwei Mädchen und drei Männer bedienten.

Die Girls leicht geschürzt. Zwei von ihnen waren farbig, sehr hübsche Schwarze mit glänzenden Lippen. Sie bedienten auch, ihr Lächeln ging den Männern ebenso unter die Haut wie der Anblick ihrer sehr engen, kurzen, trikotartigen Kleider.

An der Theke fand ich keinen Platz. Sie war von Stammgästen umlagert, die allesamt hier in der Nähe wohnten. Sie tranken ihr Glas Wein, ihren Pastis oder Pernod, unterhielten sich lautstark über Gott und die Welt. Die drei Musiker hatten eine Pause eingelegt. Sie bekamen mit Thunfisch gefüllte Baguettes serviert.

Ich hatte einen schmalen, runden und freien Tisch entdeckt, an dem ich mich niederließ. Direkt neben einem der großen Fenster, das allerdings in der unteren Hälfte mit einem großen Plakat beklebt war. Ich sah nur die leere Rückseite und konnte das eigentliche Motiv nicht erkennen.

Eines der dunkelhäutigen Mädchen kam und schaute mich aus seinen Glutaugen an.

Ich bestellte einen Roten.

»Sehr wohl, Monsieur.« Sie tänzelte weg. Ich schaute auf ihre Rückseite und konnte nur anerkennend nicken.

Natürlich hatte ich nicht vor, mich zu betrinken. Ich wollte endlich eine Spur von Yannah finden und hatte das Gefühl, mir das richtige Bistro ausgesucht zu haben, denn auf den ersten Blick entdeckte ich keine Reisebus-Touristen.

Hier entwickelte sich das wahre Leben von Montmartre, gar nicht mal weit von den Touristenzentren entfernt.

Sie kam mit meinem Roten. Als sie das Glas abgestellt hatte, umfaßte ich ihr Handgelenk. »Einen Moment noch, Mademoiselle«, sagte ich lächelnd und zeigte ihr einen kleinen Schein.

Sie lächelte. »Ich bin nicht käuflich.«

»Das habe ich nicht gemeint.«

»Was dann?«

»Nur eine Auskunft.«

»Die gebe ich auch nicht.«

»Aber ich suche jemand. Eine Frau, eine Bekannte, eine Freundin, wenn Sie so wollen. Sie lebt hier, sie ist hier bekannt, nur habe ich sie heute noch nicht gesehen.«

Ihr Gesicht entspannte sich. »Ist es eine Schwarze?«

»Nein, das nicht. Aber sie fällt auf. Sie heißt Yannah.« Ich zeichnete einen Turm über meinen Kopf.

»Diese Haarpracht hat sie, und zwar in einem feurigen Rot.«

Das Mädchen erwiderte nichts. Am Blick der Augen sah ich allerdings, daß ich ins Schwarze getroffen hatte. Sie schien Yannah zu kennen, denn sie rollte die Augen.

»Nun?«

Sie hob die Schultern. Ich drückte ihr den Schein in die Hand. »Sie können ja mal nachhorchen.«

»Ja, ich werde schauen.«

Dann war sie weg. Ich wollte sie zwar noch im Auge behalten, das aber gelang mir nicht, weil das Gewühl einfach zu groß war und die Bedienung alle Hände voll zu tun hatte.

Für mich hieß es jetzt abwarten und darauf hoffen, auf das richtige Pferd gesetzt zu haben.

Ich wollte Yannah finden. Ich mußte sie finden, denn nur so gelang es mir, an Suko heranzukommen.

Alles andere hatte keinen Sinn. Ich hätte mich in dem Wirrwarr der Gassen und Straßen sonst halbtot laufen können, ohne auch nur eine Spur zu finden.

Zunächst passierte nichts, bis auf die Tatsache, daß mein Weinglas immer leerer wurde.

Man warf mir auch keine schiefen Blicke zu. Dafür fingen die Mitglieder der Kapelle an, ein Lied zu spielen.

Die Klänge erinnerten mich an einen Walzer. Luisette kam in Form. Sie erhob sich von ihrem Thron und überragte die Gäste noch mehr. Dann fing sie an zu dirigieren.

Es war herrlich.

Sie riß alles mit. Die Menschen sangen, sie klatschten, sie bewegten sich tanzend, und wenn sie saßen und nicht aufstehen sollten, so zuckten sie dennoch mit ihren Füßen.

Ich wäre gern aufgestanden, was leider nicht möglich war. Inmitten dieser großen Gästeschar hatte ich nicht alles unter Kontrolle halten können, vor allen Dingen nicht die Person, die sich in meinem Rücken angeschlichen hatte.

Was ich da am Hals spürte und leicht in meine Haut hineindrückte, so daß es eine kleine Wunde hinterließ, war die Spitze eines Messers…

***

Yannah und Suko waren untergetaucht!

Das heißt, nicht in die Erde hinein oder in der Kanalisation verschwunden, nein, sie hatten sich in ein Haus zurückgezogen, das von der schmalen Straße her nicht zu sehen war und erst erreicht werden konnte, wenn jemand den Flur des zur Straße hin liegenden Hauses passierte. Dort kam niemand ungesehen hinein, denn dort wachte noch eine der berüchtigten Concierge, eine Art Hausmeisterin, die das Sagen in dem Haus hatte.

Yannah war ihr bekannt, Yannah gehörte zu ihren Lieblingen. Überhaupt mochte Madame alles, was schrill war, denn sie, die Frau

mit der Glatze, die im Sommer ihre Perücke abnahm, weil es darunter einfach zu heiß war, gehörte selbst zu den schrillen Typen.

Das Haus im Hof war nachträglich gebaut worden. Es sah aus wie ein Turm, bei dem man auf halber Strecke vergessen hatte, ihn zu Ende zu bauen. Er hatte tatsächlich nur die Hälfte der Höhe erreicht und war so schmal geblieben.

Ein richtiger Abschluß, sprich Flachdach, war auch nicht vorhanden. Man hatte das Ende mit Brettern vernagelt und darüber Teerpappe gelegt. Wichtig waren die kleinen Zimmer in dem Turm. Und sie wurden von den Menschen bewohnt, die kein Auskommen mit dem Einkommen hatten, weil sie einfach zu wenig besaßen.

Eine Tür war ebenfalls vorhanden. Sie schloß nicht richtig, es war alles irgendwie schief gebaut, und niemand hatte auch den Bau abgenommen. Sonst hätte man ihn abreißen lassen müssen.

In der unteren Wohnung, sie bestand aus zwei winzigen Räumen, lebte Yannah.

Das war praktisch ihr erstes Quartier gewesen, und sie war sogar mit einem Telefon ausgerüstet.

Nun war sie nicht allein.

Suko hielt sich in ihrer unmittelbaren Nähe auf. Er konnte nicht sagen, daß es ihm gut ging, auch sicher fühlte er sich nicht, und zudem kamen ihm die Räume vor wie die Zellen im Knast.

Die Fenster waren so klein, daß selbst er als Kind nicht hindurchkam. Zudem zog es in der Bude, und die Feuchtigkeit hatte einen leichten Schimmelflor über die Wände gelegt.

Das alles schien Yannah nicht zu stören, die auf dem alten Lager lag und gegen die Ecke starrte.

Das Telefon stand neben ihr am Boden, die Arme hatte sie im Nacken verschränkt. Sie, entspannte sich, wie sie Suko erklärt hatte, und hielt die Augen geschlossen.

Trotz ihrer Lage war die Frisur nach wie vor top. Sie sah so aus, als bestünde sie aus Draht.

Suko redete nicht. Er wollte Yannah in Ruhe lassen, die den Anschein machte, als würde sie schlafen. Aber daran glaubte er nicht. Sie beobachtete ihn aus den Augenwinkeln.

Suko stellte sie auf die Probe. Es gab einen Durchschlupf zum zweiten Zimmer, wo einige alte Möbelstücke standen. Als Suko auf dieses Loch zuging, tat sich noch nichts. Erst als er dicht davor stand, hörte er Yannahs Stimme hinter sich.

»Wo willst du hin?«

Er drehte sich um. »Weiß nicht…«

»Wohin?«

»Nach nebenan.«

»Und?«

Er hob die Schultern. »Mich umschauen. Hier ist es mir zu langweilig, echt.«
Yannah richtete sich auf. »Es ist überall langweilig für dich, mein Kleiner.«
»Wieso?«
»Du wirst hier bei mir bleiben. Oder sieh dich ruhig im Nebenraum um. Aber du wirst meine Nähe nicht verlassen.«
»Ist klar.«
Suko ging weiter. Der andere Raum war nicht besser als der vorherige. Im Gegenteil, hier roch es noch muffiger und feuchter. Das lag auch an den alten Möbeln, die es geschafft hatten, die Feuchtigkeit aufzusaugen, so daß das Holz weich geworden war.
In einem Schrank entdeckte Suko einige Kleidungsstücke. Sie gehörten Yannah, waren in der Regel schwarz und mit zahlreichen Emblemen geschmückt, zumeist aus Silber.
Natürlich dachte er an seinen Auftrag. Der Teufel wollte, daß er die Frau tötete. Das wiederum würde er nicht fertigbringen, auch wenn er es dem Satan versprochen hatte.
Es gab da einen anderen Plan, der ihm durch den Kopf gefahren war. Er konnte durchaus hingehen und versuchen, ihr die Ringe zu stehlen. Dafür mußte sie natürlich schlafen. Suko rechnete fest damit, daß es eintrat.
Noch war sie hellwach. Und sie hatte ihn auch immer wieder vor den Feinden gewarnt, die nicht lockerlassen würden. Die Tricks und Schliche des Teufels waren eben vielfältig.
Das brauchte sie Suko nicht extra zu erklären. Er kannte ihn selbst sehr gut.
Nichts gab es in diesem muffigen Raum zu entdecken. Yannah hatte tatsächlich recht gehabt, und Suko wollte auch wieder gehen, als er das Schrillen des Telefons aus dem Nebenraum hörte.
Jetzt blieb er stehen, aber neben der Tür und so geschickt, daß Yannah ihn nicht sehen konnte.
Wer rief sie an?
Die Weiße Hexe hob ab. Suko konnte sehen, wie sie auf dem Bett zur Seite rollte, die Hand ausstreckte und den Hörer in die Höhe hievte. Ihre Ringe klingelten dabei gegeneinander. Abermals wunderte sich Suko, daß keiner von ihnen abrutschte.
Sie meldete sich mit einem neutralen »Ja, bitte…«
Danach lauschte sie.
Suko sah ihr Gesicht. Es war schon hart geschnitten, jetzt aber wurde der Ausdruck noch härter. In ihren Augen lag ein kaltes Funkeln. Sie zischte einen Fluch, dann fragte sie: »Ein Fremder?«
Sie hörte zu, holte tief Luft und gab eine schnelle Antwort, die aus mehreren Sätzen bestand. Suko mußte sich schon anstrengen, um

mehr als die Hälfte verstehen zu können.

»Wenn es ein Fremder ist, wie du gesagt hast, hat das nichts zu bedeuten. Bedanke dich bei der kleinen Schwarzen. Nimm die Sache selbst in die Hand. Du weißt, wie ich zum Teufel stehe und er zu mir. Vernichte ihn, mach ihn alle.« Sie lauschte einen Moment und sagte dann den entscheidenden Satz. »Ja, sieh zu, daß er aus dem Lokal kommt, und dann kill ihn. Bring ihn an den alten Ort. Du brauchst keine Gewissensbisse zu haben. Die anderen sind ja auch da. Ihr könnt ihn sogar foltern und ihm die Höllenqualen gönnen, die ihr Chef mir versprochen hat.« Nach diesem Befehl ließ Yannah nicht mehr mit sich diskutieren. Sie legte auf, legte sich aber nicht wieder hin.

Sie blieb auf der Bettkante sitzen, und so sah Suko sie auch, als er den Raum betrat.

Sie hatte inzwischen eine alte Lampe eingeschaltet. Das Ding stand auf dem Boden. Von einem Metallstab bogen sich zwei Arme weg, an denen trübe Glühbirnen hingen.

Suko traute sich kaum näher. Auf der Schwelle blieb er stehen und machte den Eindruck eines Jungen, der im nächsten Augenblick eine Tracht Prügel erwartete.

Noch immer starrte die Weiße Hexe sinnend zu Boden. Schließlich hob sie den Kopf. Ihr: Blick brannte sich in Sukos Gesicht fest. Er fühlte sich noch unbehaglicher.

»Du hast mitgehört?«

»Ja und nein.«

Sie grinste. »Ist egal, du kannst ruhig die Wahrheit sagen. Der Teufel hat wieder einen Helfer geschickt. Er ist mir auf der Spur. Er hat sich in einem Bistro nach mir erkundigt. Er will mich unbedingt ausschalten.«

»Wer? Der Teufel?«

»Der und sein Helfer.«

»Kennst du ihn?«

Sie schüttelte den Kopf und drückte die Oberlippe vor. Im Licht der beiden Birnen hatte ihr Gesicht einen noch härteren Metallglanz bekommen. »Asmodis findet immer neue Tricks und Möglichkeiten, um mir an den Kragen zu kommen. Es scheint ein Fremder zu sein. Dem Vernehmen nach nicht einmal Franzose oder Pariser. Aber das spielt keine Rolle. Wir werden auch ihn kriegen.«

»Sieht er denn aus wie ein Teufel?« fragte Suko.

Yannah war etwas irritiert. »Wie meinst du das denn?«

»Ob er ein dämonisches Aussehen hat? Ob er Feuer speit, ob er wie ein kleiner Teufel…«

»Unsinn, laß die Kindergeschichten. Der sieht ganz normal aus, das ist ja der Trick. Ich kann ihn dir sogar beschreiben.« Sie stand auf und reckte sich. Dann strich sie mit ihren Fingern über die Ringe, als

wollte sie das Metall mit ihrer inneren Kraft aufladen. »Er ist blond, relativ groß, trägt eine Wildlederjacke und eine Cordhose…«

Sie redete noch weiter, aber Suko hörte nicht hin. Er hatte das Gefühl, im Boden zu versinken.

Den Mann, den Yannah beschrieben hatte, kannte er sehr gut. Zu gut sogar.

Sein bester Freund hatte den Weg zu ihm nach Paris gefunden. Und wie es aussah, sollte die Stadt diesmal zu seinem Grab werden…

ENDE des ersten Teils